

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

125. Bändchen

Don Luther zu Bismarck

Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte

Don

Dr. Ottokar Weber

o. ö. Professor an der deutschen Universität
Prag

Erster Band

Zweite Auflage



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1913



Ewiger Bund

<https://www.ewigerbund.org>



Vaterländischer Hilfsdienst

<https://www.hilfsdienst.net/>

Meinen lieben Schwägerinnen, den Fräulein
Ida, Marie und Elisabeth von Lumbe

herzlichst gewidmet

Copyright 1913 by B. G. Teubner in Leipzig

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten

Vorwort zur ersten Auflage.

Der leitende Gedanke dieser zwölf Vorträge ist gewesen: zu zeigen, wie sich in den letzten vierhundert Jahren der Gang der deutschen Geschichte gestaltet hat, und warum endlich ein mächtiges deutsches Reich unter preussischer Führung entstanden ist, nachdem doch Oesterreich durch die längste Zeit die Hauptmacht in Deutschland gewesen war. Um diesen Werdegang übersichtlicher zu gestalten und dem menschlichen Interesse näher zu bringen, wurde der Ausweg gewählt, ihn an die persönlichen Schicksale und Leistungen von zwölf Männern zu knüpfen, die durch ihren Lebenslauf oder durch ihre Stellung von Bedeutung für die deutschen Geschehnisse geworden sind. Je drei fallen mit ihrer hauptsächlichsten Wirksamkeit in ein Jahrhundert. Daneben wurde bei der Auswahl darauf Rücksicht genommen, an einzelnen gewisse Sondererscheinungen des Lebens, wie Geldwirtschaft, Hojzustände, zu schildern; diesem Umstande verdanken Männer, wie die Fugger und August der Starke, ihre Aufnahme in diese Reihe.

Der Verfasser hat überall mit seinen persönlichen Urteilen nicht hinter dem Berge gehalten, sich dabei aber ernste Mühe gegeben, den konfessionellen und politischen Meinungen der verschiedensten Art Rechnung zu tragen; möchte seiner redlichen Absicht manches Mißlungene da verziehen werden!

Die Vorträge wurden zuerst im Sommer 1904 im deutschen Nordböhmen, in Rumburg, gehalten. Sie sind naturgemäß bei der Aufzeichnung in mancher Beziehung erweitert worden: was der Darsteller in raschem Redeflusse übergehen darf, wird von dem aufmerksam kontrollierenden Leser als notwendig empfunden und gefordert. Auch die stetig anschwellende Literatur nötigte zur Nachprüfung und Ergänzung; als Beispiel dafür seien die „Erzieher des preussischen Heeres“ genannt.

Mögen die zwei kleinen Bände, die aus dem Böhmerwalde in die deutsche Geisteswelt hinausgehen, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit des Deutschtums über politische Grenzen und Parteiver-

schiedenheiten hinweg in allen Tönen nachrufen, die sie zur Hand nehmen!

Bohumiliž-Skaliž, im Böhmerwald,
am Neujahrstage 1906.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der Verfasser hat dem Vorworte zur ersten Auflage wenig beizufügen; er hat die Bemerkungen seiner Kritiker sich zunutze gemacht, die neue Literatur, die seit 1906 erschienen ist, möglichst benützt, im übrigen berechtigten Wünschen des Verlags Rechnung getragen. So ist an Stelle des Aufjages über Kaiser Rudolf, der zum großen Teile in den späteren Kapiteln verwertet wurde, ein solcher über den Kurfürsten Maximilian von Bayern getreten.

Möge dies Büchlein auch im neuen Gewande Freunde gewinnen!

Bohumiliž-Skaliž, im Böhmerwald,
15. September 1912.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort zur ersten Auflage	V
Vorwort zur zweiten Auflage	VI
I. Martin Luther	1
II Die Fugger	29
III. Wallenstein	43
IV. Kurfürst Maximilian von Bayern.	71
V. Der Große Kurfürst	83
VI. Kaiser Leopold I.	102
Personenregister	126

I.

Martin Luther.

Ein katholischer Historiker hat das fünfzehnte Jahrhundert die „Kloake der Weltgeschichte“ genannt, und Martin Luther sagt von seiner Zeit „wollte man Deutschland malen, so müsse man es gleich einer Sau malen“. Es ist die Zeit roher Sinnenlust und Genußfreude, ohne Empfindung für einen höheren Beruf des Menschen, ohne Pflichtgefühl und Pflichtbewußtsein. Es ist gleichzeitig eine Zeit des volkswirtschaftlichen Aufschwungs in Deutschland; Reichtum, damit Luxus und erhöhte Bedürfnisse kehrten ein in manche Kreise, andere dagegen gerieten in immer schlechtere Lage. Die sozialen Unterschiede, die nie aufhören werden, solange es Menschen gibt, verschärften sich. Während ein reicher, begüterter, von Kirche und Staat verwöhnter Fürstenstand sich herausbildete, fand sich der niedere Adel Deutschlands in seinen Existenzbedingungen bedroht; der Kauflust und der Möglichkeit durch feste Beutezüge den Lebensunterhalt zu gewinnen, machte der „Landfriede“ ein Ende; zugleich verdrängte der Gebrauch der Feuerwaffen den Ritter aus seinem, man darf es sagen, handwerksmäßigen privilegierten Soldatenberuf. Die vielen kirchlichen Stellen, die die katholische Kirche in Kanonikaten usw. dem deutschen Adel zur Verfügung stellte, konnten trotz ihrer Anzahl dem kinderreichen niederen Adel nicht genügen, aus seinen ungesellichen und gesellichen Bahnen herausgedrängt, fehlte ihm der gewohnte Lebensinhalt, bald der Unterhalt überhaupt. In den Städten ist es der handeltreibende Bürger, der in jenen Jahrzehnten zu reicher Krafterfaltung, zu Vermögen gelangt ist; in einigen Geschlechtern pflegt sich das zu verdichten, die naturgemäß auch in der Leitung, der Verwaltung der Stadt die erste Rolle spielen und nun eifersüchtig darüber wachen, daß keine jüngeren Familien in den Rat eindringen. Ebenso bewachen in den Handwerkszünften die Meister ihre Vorrechte, der goldene Boden eines Handwerks darf nicht durch zu starke Konkurrenz unterwühlt werden. Tausende von fleißigen, tüchtigen Gesellen bleiben außerhalb des Meistertums; wer nicht eines Meisters Sohn ist oder eine

Meisterstöchter freit, gelangt nur schwer in den bevorrechteten Kreis hinein; auch da gibt es viele Existenzen, denen der richtige Lebensberuf fehlt, die unzufrieden werden über die lebenslängliche Unfreiheit. Und auf dem Lande liegt der Bauernstand in tief einschneidend gefesselter Abhängigkeit vom Gutsherrn, dessen Launen und Willkür er unterworfen ist. Das Eindringen des römischen Rechtes in die deutsche Jurisprudenz erzeugte die Formeln der Abhängigkeit, die in starker Abstufung vom Klienten bis zum Sklaventum herabgehen. Obwohl die Bauern materiell in der Regel nicht schlecht gestellt waren, war es vor allem die völlige Rechtlosigkeit, mit der sie der Gewalt der Herren ausgeliefert waren, die eine tiefe Unzufriedenheit in den Köpfen jener entstehen lassen mußte, die innerer Trieb oder eine Anregung von außen über ihr Schicksal nachdenken ließ. Gewiß sind Äußerungen feudaler Brutalität Ausnahmen gewesen, wie jene zwei berühmten Beispiele, der Gräfin, die ihre Untertanen tagelang Schneckenhäuser jammeln ließ, und jenes Herrn, dem die Bauern die Frösche in den Sümpfen am schlafstörenden Gequale hindern mußten. Sie zeigen aber doch, bis wie weit die Herrschsucht der Obrigkeiten ungestraft gehen konnte. Wir finden also auf der einen Seite Lebensgenuß in vollen Zügen mit ungeschwächten Sinnen und wetterfesten Mägen, auf der anderen Kampf mit dem Dasein in den verschiedensten Formen.

Was konnte damals den Menschen über das irdische Jammertal erheben? Die Zeiten kirchlichen Aufschwungs — wir reden etwa von 1450 — in der Baukunst, das erste Sammeln deutscher Malerei waren vorüber, ins Gewerbe hatte sich die Kunst geflüchtet. Die Wissenschaft war immer mehr in öden Schall und Rauch verdunstet; in Disputierübungen, in geistloses Spintisieren und Kommentieren waren Theologie und Philosophie verfallen; die Hochschulen waren Kaufanstalten geworden, von denen die fahrenden Schüler ihr geringes Wissen und großes Gausen in die Welt hineintrugen; der Unterricht, den die Lehrer gegen fargen Bohn ihren Zöglingen geben konnten, war so arm, wie die Lehrer selbst, und die römische Kirche, bisher die Vermittlerin des Guten und Schönen auf der Welt, lag im tiefsten Verfall. Reich waren ihre Pfründen, massenhaft die Stellen, die sie vergeben konnte, alle Stände drängten sich an ihre Pforten. Aber vor allem dem höheren Fürstenstande bezeugte sie ihre Huld, elend war die Verfassung des niederen Klerus, der aus tieferen Ständen stammte. Neben dem Seelsorger barg der Kirchensprengel stets eine stattliche Anzahl von beschäfti-

gungslosen Geistlichen „Altaristen“, die, man kann es ungescheut sagen, ein gefährliches Merkerproletariat bildeten. Von der Kirche abhängig war damals das Bildungswesen, die Wohltätigkeit, Armensorge, Spitalspflege, ja vornehmlich im Dienste der Kirche blieben auch Kunst und Wissenschaft. Und da standen sich bald scharf zwei Parteien gegenüber, von denen die eine, dem Wohlleben ergeben, von Bildung und Humanität nichts wissen wollte und die andere, um die bloße Existenz kämpfend, nichts wissen konnte. Wenig unterschied sich der geistliche vom weltlichen Stande. Die weisen Vorschriften der älteren Zeit, die den Körper des Priesters mit Fasten, Nachtwachen, rauhen Frömmigkeitsübungen vor sinnlichen Anwandlungen bewahren, zu rein geistigem Aufschwunge stählen wollten, sie waren zum größten Teile vergessen. Die Üppigkeit guten, sorglosen Lebenswandels führte die einen zu Exzessen in Wein und Liebe; das Elend kümmerlichen Dahinvegetierens reizte die anderen, wenigstens die fargen Genüsse mitzunehmen, die auch das Tier auf der Straße findet. Gedanken an eine höhere Pflicht kannten beide Teile nicht. Gut, wenn der Geistliche damals sich mit einem Eheweibe begnügte und nicht allzuoft Wechsel da eintreten ließ. Daß sie die Verkünder der irdischen und himmlischen Lebens waren, davon wußten nur die wenigsten etwas. Den Vorschriften der Frömmigkeit wurde meist durch rein äußerliche Betätigung Genüge getan. Zahlreich waren die Betbrüder- und -schwesterchaften, die dieses Gebiet zu bebauen hatten. Wir hören von der gnadenreichen Vereinigung der elftausend Jungfrauen, die durch die Lippenarbeit der Mitglieder — wer elftausend Vaterunser gebetet hatte, wurde Mitglied — einen Schatz von 6455 heiligen Messen, 3550 ganzen Psaltern, 200 000 Rosenkränzen, 200 000 Te Deum aufgespeichert hatte, der nun dem einzelnen zugute kam. Noch Kurfürst Friedrich von Sachsen, der spätere Gönner Luthers, hat von seiner Fahrt ins Gelobte Land über 5000 Reliquienpartikel mitgebracht. Von Geistlichen und Weltlichen gilt damals nur allzuhäufig der Spruch Bernhards von Chiemeesee: „Unsere ganze Neigung geht auf Eitelkeit; was immer schlechtes einem in den Sinn kommen mag, das wagt er ungestraft auszuführen.“

War das die Regel, so gab es natürlich Ausnahmen davon; Menschen, die das sinnlose und sinnenbrünstige Getreibe anekelte, die das Gefühl hatten, der Mensch sei zu etwas anderem auf der Welt als zum Fressen und Saufen; Menschen, die den Hauch des Göttlichen in der Natur, die das Bedürfnis empfanden, nach Vorbildern,

das Schöne und Gute im Leben neu zu entwickeln, die das Menschliche im Menschen gegen die rein tierischen Triebe verstärken wollten. Seit 1450 mehren sich die Stimmen, die laut und herzlich nach Reformen in der Wissenschaft, im staatlichen, im öffentlichen Leben, im geistlichen Stande rufen. Ein Name da für viele: Nicolaus von Cues. Er findet Nachahmer und Freunde; es kommen Gelehrte, die die Formen des Unterrichts ändern, die Schriften der alten Geistesheroen von dem Wüste der Kommentatoren jäubern wollen, die zu den Urquellen der Bildung zurückdringen; mit den Schlagworten: Renaissance und Humanismus bezeichnet man diesen Ruf nach Wiedergeburt, nach Veredelung des Menschengeschlechts. Und wenn dieser Ruf in die verarmten Raubburgen der Ritter, in die Häuser der unzufriedenen Kleinbürger und Handwerker, in die Hütten der geknechteten Bauern eindrang, mußte er hier ein gewaltiges Echo erwecken, das in dem Wunsche nach Verbesserung des irdischen und geistigen Lebens ausklang. Aber nur wenig vorbereitet und geeignet war das damalige Geschlecht, solche Rufe in der Wüste zu hören und zu verstehen, es mußte ein anderer Weg gefunden werden zu den Herzen der Verstockten und zu den Sinnen der Niedergedrückten. Gleichsam als Ausgang aller Laster, als furchtbare Strafe für die Sünden der Welt hatte um 1500 eine schreckliche Krankheit Europa überfallen, die den Menschen bei der Befriedigung des natürlichen Triebes schlug; wahrscheinlich von Amerika über Spanien und Italien war die Lustpeuche eingedrungen, deren gräßlichen Verheerungen ein völlig unabgestumpftes Volk wehrlos und wissenlos anheimfiel; sie traf, die Freiheit des damaligen Sinnenlebens benützend, hoch und nieder. In diese böse, schlechte, traurige Zeit mit ihrer ganzen Sehnsucht nach Änderung und Besserung trat Martin Luther ein, geboren am 10. November 1483.

Die Familie Luther stammte aus dem Thüringischen. Der Vater, ein Bergmann, war in die Grafschaft Mansfeld eingewandert und zu Eisleben kam Martin zur Welt. Die Mutter war eine geborene Ziegler aus Eisenach. Eine harte Kindheit verlebte Martin; mit Wehmut gedachte er später seiner freudelosen Kindertage, die ihn frühzeitig auf die ernste Seite des Lebens wiesen und ihn mahn-ten, alle Vorkommnisse schwer zu tragen. Mühsam rang sich der Vater zu größerem Einkommen hindurch; mit dem Ernste und Fleiße, die keine Minute des Tages ungenützt lassen und unablässig nur das Wörtchen „Vorwärts“ kennen, strebte der Mann empor; er übersiedelte in die Stadt Mansfeld, erwarb ein Haus, wurde an-

gesehen, endlich in den Rat der Stadt berufen. Was dem Vater da an juridischer Bildung fehlte, sollte der Sohn frühzeitig erreichen, Jus studieren. Schon 1497 kam Martin auf die Schule, zuerst in Mansfeld, dann nach Magdeburg, ein Jahr später nach Eisenach, wo sich die treffliche Urjula Cotta des darbenenden Knaben mütterlich annahm, endlich 1501 an die mainzische Universität Erfurt. Als Vorbildung für die Jurisprudenz mußte er zuerst die humanistischen Fächer betreiben, wurde 1502 Baccalaureus, 1505 Magister artium; nun hätte das Rechtsstudium eigentlich beginnen sollen, aber da versagte Martin sich dem väterlichen Wunsche. Die philosophischen, historischen Studien hatten ihn trotz ihrer Mängel festgehalten, mit jungen Humanisten war er in Berührung gekommen, hatte den Ruf der Zeit nach Selbstbesserung vernommen. Frühzeitig beschäftigte er sich mit dem Urgrund der Dinge, dem Verhältnis des Menschen zu Gott, dem Leben nach dem Tode; nicht gründlich genug konnte er sich über diese Fragen unterrichten. Von der Philosophie ging er zur Theologie über; zwei äußere Ereignisse, der plötzliche Tod eines schwärmerisch geliebten Freundes, die wunderbare Errettung aus den Schrecken eines furchtbaren Gewitters mögen ihn noch mehr auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, auf den Wert der ewigen Dinge gewiesen haben; vom Weltlichen ab wandte er sich zu Höherem und trat 1505 in Erfurt in den Augustinerorden ein. Mit brennendem Eifer studierte er Theologie, 1507 wurde er zum Priester geweiht. Es entsprach seinem Charakter, seinem Herzensbedürfnis, mit der größten Genauigkeit alle Vorschriften der Kirche zu beobachten, in selbstquälerischer Art sich stets zu prüfen, ob kein noch so leichter Verstoß ihm widerlaufen sei. Immer mehr vertiefte er sich in die Lehren der Kirche; und da einem ernst forschenden Gemüte die damaligen Lehrbücher, die verschiedenen Kommentare, die seelenlosen Vorträge der Lehrer unmöglich genügen konnten, so griff er an die Urquellen der christlichen Lehre und ihre bedeutendsten Vertreter. Er las die Bibel immer und immer wieder; er studierte besonders die Psalmen, die Briefe des Apostels Paulus und manche Augustinische Schriften. Bei deren Auslegung setzte er sich bald in Widerspruch mit der Kirchenlehre und mit seiner bisherigen praktischen Betätigung des Mönchslebens. Während er anfangs der strengeren Richtung seines Ordens, der „Observantenpartei“, angehört und die einzelnen Ordensregeln aufs genaueste befolgt hatte, rückte er schon in seinen Predigten aus den Jahren 1515/16, noch deutlicher in seinem zur selben Zeit verfaß-

ten Kommentar zum Römerbrief, immer mehr und mehr von seinen bisherigen Parteigenossen ab. Er erklärte laut und öffentlich deren Streben für bloße Werkheiligkeit, die sogenannten guten Werke überhaupt für unnütz, da der Mensch ja gar nichts Gutes tun könne, indem die auch nach der Taufe zurückgebliebene „böse Begierlichkeit“, die Luther mit der Erbsünde identifizierte, unüberwindlich sei.

Der Augustinerkonvent in Thüringen war nicht besser und nicht schlechter als andere Orden; er besaß aber in Johann von Staupitz einen Vorgesetzten, der manches mit offenen Augen ansah und glücklich war, unter den jungen Ordensgliedern einen Mann zu finden, der gebildet, ja gelehrt war, und der zu ernster Pflichterfüllung neigte. Den zog er aus des Klosters Dunkelheit heraus. Schon 1508 durfte Luther in Wittenberg Vorlesungen halten; auch erhielt er die Grade eines biblischen Baccalaureus und Sententiarus; denn kehrte er nach Erfurt zurück, um im Winter 1510/11 im Auftrage des Ordens eine Reise nach Rom zu unternehmen. Am 1. Oktober 1512 wird er Doktor der Theologie, er nimmt seine Vorlesungen in Wittenberg wieder auf, trägt aber nicht die üblichen scholastischen Bücher vor und begnügt sich nicht damit, stereotype Hefte mechanisch herunterzulesen; er verweist seine Hörer auf die heiligen Schriften selbst, legt die Bibel aus, hält in freier Rede 1513 bis 1516 vielbemerkte Vorträge über die Psalmen. Rastlos studiert er selbst weiter, vervollkommnet sich im Hebräischen, um die Urtexte lesen zu können, gierig verschlingt er die Werke der deutschen Mystik, die seiner Seelenstimmung ganz entsprechen; die Schriften Taulers üben größten Einfluß auf ihn aus. Er wagte sich auf literarisches Gebiet, schrieb 1515/16 seine Vorlesungen nieder, arbeitete zur selben Zeit einen Kommentar über den Römerbrief Paulus' aus, den er aber erst später veröffentlichte. Gleichzeitig war er Unterprior geworden und hatte das Predigeramt an der Wittenberger Stadtkirche übernommen, das er eigenartig und ganz anders als seine Vorgänger unter großem Zulauf der Menge ausübte. 1515 ward er zum Vikarius der Meißner und Thüringischen Ordensprovinz gewählt, und erhielt damit die Aufsicht über elf Augustinerklöster. Da wird er nun von Amtes wegen so manches über das geistliche Leben und die Handhabung der Disziplin erfahren haben, was ihn mit höchstem Abscheu erfüllt hat, ihm zugleich immer dringender den Wunsch, mit mahnender Stimme da einzugreifen, nahelegte. Man hat gerne seine Fahrt an den Hof des Fürsten, der damals als Julius II. die Tiara trug, als den Ausgangspunkt

von Luthers Abwendung von Rom bezeichnet. Es ist zweifellos, daß der junge, eifrige, glaubenswarme und sittenstrenge Mönch vieles, was er da gesehen, nur mit staunender Bewunderung, mit Entrüstung empfunden hat, und daß die Eindrücke, die er dort empfang, später nachgewirkt haben. Der Hof Julius' II. ist der Gipfelpunkt des damaligen von apostolischer Reinheit und Einfältigkeit abgekehrten geistlichen Lebens gewesen. Dieser Papst war ein kriegerischer, gewalttätiger Herr, der aus dem Papsttum ein weltliches, insbesondere dem Kunstmäzenatentum ergebenes, Fürstentum machte, der in keiner Weise der Sinnenlust, der Genußfreudigkeit seines Hofes entgegenzutreten Ursache hatte. Die Gleichgültigkeit der Romanen gegen fromme Dinge, gepaart mit größtem Aberglauben und äußerlicher Beobachtung der Form, einen Überschwang in Reliquienkultus, in Heiligenverehrung fand Luther in Rom vor. Bald nachher starb Julius II., und ein Medizeer kam als Leo X. auf den päpstlichen Stuhl. Das war nun ein Mann voll starken Sinnenlebens, politischer Geschäftigkeit, finanzieller Betriebsamkeit, der seine Lust an allem Irdischen, sei es Frauenreiz, seien es Tafelfreuden, in keiner Weise durch Rücksichten auf sein geistliches Amt mildern zu müssen glaubte. Was jedem Pfarrer, jedem Bischof damals, nach der landläufigen Moral der Zeit zu tun erlaubt war, warum sollte der höchste geistliche Fürst es sich versagen? Leo X. war überdies ein eitler Mann, der von sich reden machen wollte und in grandiosen Kunstformen, seinem Geschmacke entsprechend, in einem alles überstrahlenden Gotteshause, der Peterskirche, seinem Namen ein monumentales Denkmal setzen wollte; er führte damit aus, was schon sein Vorgänger geplant hatte.

Für die ungeheuren Kosten, die so die weltliche Politik, das gesellschaftliche Treiben, die riesige Kunstentfaltung dem Papsttume damals verursachten, mußten die gewagtesten Finanzspeculationen aufkommen.

Luther hat sicher dieses verweltlichte Treiben des römischen Hofes wohl erkannt, er wird es aber damals noch als etwas Selbstverständliches hingenommen haben, an dessen bedauerlicher Erscheinung der niedere, zu Gehorsam verpflichtete Mönch keine laute Kritik üben dürfe, für dessen Abstellung er nur in brünstigem, stillem Gebete ein Mittel besitze.

Erst als er in den späteren acht Jahren in rastlosen Studien recht erfaßte, wie das Leben der Geistlichen beschaffen sein sollte, und als er durch seinen Kontakt mit der Öffentlichkeit erkannte, wie es

wirklich beschaffen war, da werden ihm die alten Erinnerungen aus Rom wieder lebendig geworden und es wird in ihm die Überzeugung langsam gereift sein, daß es das böse Beispiel von oben sei, das so entfittlichend auf den mittleren und unteren Aleruß einwirke und daß der seit Jahrzehnten laute Ruf nach einer kirchlichen Reform an Haupt und Gliedern wohlberechtigt sei. Und da das Haupt der Christenheit die Dinge einfach gehen ließ, wie sie gingen, da faßte der junge Theologieprofessor in Wittenberg sich ein Herz und meinte nicht länger schweigen zu dürfen. So schlug er am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Thesen an, die zum Teil gegen den Mißbrauch des Ablasswesens gerichtet waren, zum Teil aber schon seine abweichende Ansicht von den „guten Werken“ zum Ausdruck brachten. Den letzten Anstoß dazu hatte das Auftreten des Dominikaners Tetzel gelegentlich eines von ihm verkündeten Ablasses gegeben; es wird darum nötig sein, da in Kürze auf das damalige Wesen des Ablasses einzugehen.

In den Anfängen der kirchlichen Disziplin hatten die Sünder bei der Losprechung in der Beichte für schwere Sünden recht harte öffentliche Bußübungen auferlegt erhalten. Mit der Zeit war darin die Milberung eingetreten, daß die öffentlichen Bußen in geheim umgewandelt wurden, die Bußübungen überhaupt eine Vinderung erfuhren. Die Buße bezog sich immer nur auf zeitliche göttliche Strafen, wozu auch das Fegfeuer gehört, im Gegensatz zur ewigen Höllenstrafe. Als unbedingt nötig wurden von der Kirche immer ausdrücklich die Reue und die Beichte bezeichnet, als Ausdruck der Reue dann die auferlegten Bußübungen wie Gebete, Fasten, Wallfahrten, Almosengeben angesehen. Es wurde nun im Laufe der Zeit von manchen Theologen, zu denen auch Tetzel gehörte, die Ansicht vertreten, daß den Seelen im Fegfeuer, die ja an und für sich schon im Zustande der göttlichen Gnade sich befinden, der Ablass zugewendet werde durch das bloße Almosen der Lebenden, ohne der letzteren reumütige Gesinnung und sonstige Bußübungen. Es war dies wohl keineswegs die allgemeine Ansicht der katholischen Kirche; sie kam auch nicht in den offiziellen Ablassauschreibungen zum Ausdruck, ja es war ihr z. B. 1518 auf dem Reichstage zu Augs- burg der gelehrte Kardinal Cajetan mit Schärfe entgegengetreten. Bei besonderen Gelegenheiten, wie z. B. während der Jubeljahre, deren erstes Papst Bonifaz VIII. 1300 feiern ließ, wurde den Gläubigen die allgemeine Möglichkeit gegeben durch Gebet, Almosen und andere Bußübungen, allerdings erst nach stattgehabter Reue und Beichte

für sich und die Verstorbenen den Ablass, also Loslösung von zeitlichen Sündenstrafen zu erhalten. Dieses Weges haben sich die Kirchenfürsten bedient, um sich für kirchliche Zwecke außerordentliche Mittel zu verschaffen: für einen Kreuzzug gegen die Türken, für Kirchenbauten. Für die Verkündung der Ablässe wurden nun Geistliche verwendet, die tüchtige Redner waren, herumzogen und die anströmenden Gläubigen von der Heiligkeit ihres Werkes zu überzeugen mußten. War es da überraschend, wenn gar manche Gläubige, die nicht gewohnt waren, über theologische Dinge nachzudenken, den Sinn des Ablasses ganz verkehrten, von Reue keinen Gedanken mehr hatten und überzeugt waren, lediglich durch ihre Geldspende und durch gedankenloses Herabmurmeln eines Gebetes von den Folgen der Sünde befreit zu sein? Die Volksmeinung bildete aus dieser Ansicht das bezeichnende Sprüchlein „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Feg'feuer springt“. Als Normalmaß der Spende wurde gewöhnlich der Geldverbrauch eines Mannes damaliger Zeit an einem Tage angesehen. Wer da am meisten einbrachte, der war unter den Ablasspredigern besonders berühmt; zu der Zeit, von der wir sprechen, war als solcher in den sächsischen Landen der Dominikaner Tezel bekannt. Der Ablass, den damals, 1517, Tezel verbreitete, hatte eine besondere Ursache.

Groß war im Laufe der Zeiten die Einnahme geworden, die Rom aus Deutschland schöpfte bei Gelegenheit der Verleihung von kirchlichen Pfründen. Aus leichten Taxen waren schwere Abgaben geworden, deren Größe oft unwillig empfunden wurde. Es ward üblich, daß der neu erhobene Bischof oder Erzbischof eine Taxe etwa in der Höhe einer jährlichen Einnahme von seiner neuen Würde nach Rom zu schicken hatte. Bei den größeren Stiften wurde die Summe pauschaliert, Köln, Mainz, Trier hatten etwa 14 000 Dukaten zu zahlen. Trat eine solche Erledigung eines Bistums öfters ein, so bedeutete das eine starke Belastung desselben. Nun hatte Mainz im Anfange des 16. Jahrhunderts das Unglück, rasch nacheinander dreimal verwaist zu werden. Als dritter Erzbischof wurde 1514 Albrecht, Bruder Kurfürst Joachims I. von Brandenburg gewählt, der seit einem Jahre schon Erzbischof von Magdeburg und Bistumsverweser von Halberstadt war. Eine solche Häufung von Pfründen war untersagt; man machte in Rom Schwierigkeiten, die durch Zahlung einer „Komposition“ von 10 000 Dukaten überwunden wurden; dazu hatte nun der neue Erzbischof von Mainz noch die übliche Abgabe für sein Pallium zu leisten, was der finanziell erschöpften Diözese schwer fiel.

In Berücksichtigung dessen wurde Albrecht für die Dauer von acht Jahren ein eigener Ablass bewilligt, dessen Erlös zur Hälfte dem Baue der Peterskirche, zur Hälfte aber dem Mainzer Säckel zugute kommen sollte. Das Geschäft ging nicht recht. In den vier Jahren seit der ersten Verkündigung des Ablasses hatten die Fugger, die Bankiers Albrechts, noch wenig eingenommen; selbst Tezel, der geschickteste der Wanderprediger, bekam monatlich kaum mehr als 300 Gulden in seine „Ablassliste“ hinein; er verdoppelte daher seine Bemühungen in der Erfurter Provinz der Diözese Mainz, die ihm zugewiesen worden war, und hier kam er in Konflikt mit Luther.

Die Thesen erregten großes Aufsehen in Wittenberg, ihre Kunde verbreitete sich auch an andere Universitäten; in den Klöstern wurde darüber gestritten; das theologische Interesse der damaligen Welt war aber nicht groß genug, der Zusammenhang der Gebildeten noch nicht genug vermittelt, um etwa aus der Veröffentlichung des jungen Augustinermönchs einen Sturm in der öffentlichen Meinung zu erregen. Da waren es streng katholische Männer selbst, die den kleinen Funken zum gewaltigen Brande anbliesen, der dann nicht mehr zu löschen war. Zuerst erhob Tezel seine Stimme; ganz begreiflich, da er durch Luthers Thesen in seiner Wirksamkeit in Thüringen arg geschädigt wurde. Er verfaßte Gegenthesen und wurde auf Grund derselben zu Frankfurt an der Ober zum Doktor promoviert; größeren Eindruck machten noch die Veröffentlichungen des gelehrten Dr. Johann Eck, Professors in Ingolstadt. Von der Stätte, die einstmal eine der gewaltigsten Rüstkammern der Jesuiten in Deutschland werden sollte, ging die erste Abwehr gegen Luther aus, die zugleich ein Angriff war; denn Eck verschanzte sich hinter eine Position, die für einen guten Katholiken uneinnehmbar bleiben mußte, hinter die Autorität des Papstes. Wenn Luther in seinen Thesen die Ansicht ausgesprochen hatte, der päpstliche Ablass solle nur auf kirchliche Strafen beschränkt bleiben, nicht aber auf göttliche Strafen, das Fegefeuer inbegriffen, ausgedehnt werden, so konnte Eck dagegen die entgegengesetzte Ansicht der Päpste ins Treffen führen, vor allem eine Bulle Clemens' VI. aus dem Jahre 1343. Auf ein gefährliches Gebiet wurde damit Luther gelockt, es mußte bald für ihn die Frage entstehen, ob er seine gegensätzliche Meinung vor den Äußerungen der Päpste beugen würde oder nicht. Und im letzten Falle, wie weit er in der Anzweiflung der Autorität des Papstes gehen würde.

In Rom erhielt man früh im Jahre 1518 Kenntniß von dem Auftreten Luthers, legte demselben begreiflicherweise keine große

Bedeutung bei; es widersprach den vorsichtigen, weltgewandten Formen der römischen Kurie, etwa sofort mit dem Donnerkeil gegen Luther vorzugehen. Zweifellos wußte man durch Staupitz um den Charakter und die Art des Mannes; es war vorteilhafter für die Kirche, wenn es gelang, Luther zur Rücknahme seiner Thesen, zum Eingeständnis seines Unrechts zu bewegen, als wenn man ihn sofort mit Gewalt mundtot gemacht hätte. So stellt sich in der nächsten Zeit die Politik der Kurie durchaus milde und entgegenkommend dar; 1518 und 1519 verhandeln zwei Sendboten Roms, Cajetan de Bio und Karl von Miltiz, mit Luther in urbanster Weise, und Miltiz gelingt es, einen Vergleich mit diesem zu schließen, der ihn tatsächlich mundtot gemacht hätte, wenn er aufrichtig gemeint gewesen wäre. Luther, der in Wort und Schrift seine Ansichten gegen Tezel und Eck verteidigt hatte, versprach zu schweigen, wenn auch seine Gegner schweigen würden, und erklärte sich bereit, einen entschuldigenden Brief an den Papst zu richten. In der Ablassache selbst sollte der Erzbischof von Trier den Schiedsspruch fällen. Es ist sehr die Frage, ob ein solcher Friede möglich gewesen wäre; ob nicht Luthers Anhänger, denn deren zählte er in Thüringen bereits viele, eigenmächtig den Streit fortgesetzt haben würden, endlich ob Luther die Entscheidung des Trierers, die unmöglich zu seinen Gunsten ausfallen konnte, angenommen hätte. Es scheint ein Kompromiß gewesen zu sein, das nur vorübergehend wirken sollte, eine Lösung der Streitfrage aber nicht erzielen konnte.

Einer der kühnsten Anhänger Luthers war Andreas Bodenstein, Professor in Wittenberg, genannt Karlstadt. Mit diesem verabredete Dr. Eck eine Disputation über theologische Fragen, eine zu jener Zeit beliebte Form von Polemik; in seiner Einladung zu derselben griff Eck Luther so entschieden an, daß dieser sich nicht weiter an das Abkommen mit Miltiz gebunden hielt und es für seine Pflicht erachtete, dem Freunde beizustehen. In der Disputation, die vom 27. Juni bis 14. Juli 1519 in Gegenwart des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen-Meißen in Leipzig stattfand, fielen die entscheidenden Worte. Auf die Lehren des Johann Hus griff man zurück, und Eck, der mit weit überlegener Dialektik und Schriftkenntnis kämpfte, und dem es darum zu tun war, den Gegner zu entlarven und in die Enge zu treiben, wußte Luther das Zugeständnis zu entreißen, daß er manche Glaubenssätze Hus' für echt christlich halte. Das brachte ihn in Konflikt mit der gegenteiligen Auffassung des Papsttums, damit gab er zu, daß nach seiner Ansicht das Kon-

stanzer Konzil in der Verdammung Hus' geirrt habe, damit gab er zu, daß es dem gläubigen Christen möglich sei, anderer Meinung zu sein als die Päpste und die kirchliche Lehrgevalt. Mit diesem öffentlichen Bekenntnis hatte sich Luther auf einen Boden gestellt, auf dem mit ihm nicht mehr zu verhandeln war; gegen einen derartigen Rebellen konnte Rom nicht Duldung oder Milde walten lassen. Wohin wäre es mit dem gewaltigen Lehrgebäude der Kirche gekommen, wenn jeder einfache Mönch seine abweichenden Meinungen ungestraft hätte vertreten dürfen? Die Art, in der dieser Streit sich entwickelt hatte, machte es dem Papste unmöglich, nachzugeben. Und auch Luther war kühner geworden und hatte es gewagt, seine Ansichten über Disziplin und Lehre der Kirche fortzuentwickeln; mit Gleichgesinnten, denen er ausgesprochen hatte, was längst in ihren Herzen gewohnt, war er dazu gekommen, die an Rom geübte Kritik immer mehr zu erweitern. 1518 hatte sich ihm ein junger, gelehrter, dabei vorsichtiger und kalt denkender Mann, Philipp Schwarzerd, genannt Melanchthon, angeschlossen, dessen gründliche Kenntniß vornehmlich der griechischen Sprache, Luther bei der Entwicklung seiner Ansichten die größte Unterstützung lieh. Was Hunderte in Deutschland dunkel gefühlt, das hatte Martin Luther zum erstenmal deutsch und deutlich in Worte gekleidet: daß manches faul im kirchlichen Staate sei. Die Überzeugung hiervon, andererseits auch der Eifer, mit dem nicht immer besonnene Anhänger Roms die bestehenden Mißbräuche verteidigten, für die man gewiß nie die Kirche als Ganzes, sondern nur einzelne ihrer mißratenen Söhne verantwortlich machen darf, trieben jetzt Luther und seine Freunde in einen Weg hinein, von dem keiner ahnte, wohin er führen konnte: keiner von ihnen, am wenigsten Luther, hat anfangs an eine Trennung von Rom gedacht. Und doch führte der Weg immer mehr abseits, schon war Luther für die Ausspendung der Kommunion auch durch den Kelch an die Gläubigen, den sogenannten Laienkelch, schon war er für die Nichtigkeit der guten Werke eingetreten, und hatte seine Lehre von der Heilsgewißheit durch den Glauben allein aufgestellt; schon hatte er die Autorität der Kirche, der Konzilien und des Papstes über Bord geworfen, schon hatte er eines der tiefsten Geheimnisse der römischen Kirche, das Altarsakrament, nach eigener Weise umzudeuten versucht: Leib und Blut Christi waren ihm wirklich, aber nicht erst nach der Konsekration des Priesters, anwesend in, d. h. zugleich mit dem Brote und Weine; das Sakrament war ihm bloß eine Gabe, kein Opfer;

eine Auffassung, die weiter bis zur Umdeutung in ein Symbol, nach der Lehre Calvins und Zwinglis führte, ein Schritt, den freilich Luther niemals getan hat.

Eine Partei war es vor allem in Deutschland, die Luthers Auftreten mit Jubel begrüßte: die der Humanisten; alte Beziehungen wurden erneut, neue gefunden; mit Erasmus von Rotterdam, mit Erasmus Rucianus, mit Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten trat der Augustinermönch in Verkehr. Alles, was den Deutschen längst auf der Seele gelastet, über die Einmischung Roms in die deutschen Verhältnisse, über die starke pekuniäre Belastung, wurde jetzt laut; in kühnster Weise wird an dem Papsttum gerüttelt, die Grundlagen seiner weltlichen Macht werden angezweifelt. Schon 1517 hatte Hutten die Schrift Laurentius Vallas über die konstantinische Schenkung ins Deutsche übertragen und veröffentlicht. In dieser wird die große Frage erörtert, ob die ersten Ansprüche des Papsttums auf weltlichen Besitz die Folge einer Fälschung seien oder nicht. Und 1518 auf dem Reichstage von Augsburg hatten die deutschen Stände energisch Klage geführt über die willkürliche Verteilung der deutschen Pfründen durch Rom, über die ungeheuren Lagen, die dabei eingehoben wurden. Man sieht, vor Luther und unabhängig von Luther wurden Wünsche laut, die er dann erst werktätig zu verteidigen verstanden hat. In den Jahren 1518 und 1519 hatte Luther kleinere Abhandlungen in deutscher und lateinischer Sprache veröffentlicht, in denen er seine Ansichten äußerte, und Mitte August 1520 trat er mit einer Schrift in deutscher Sprache hervor, die einen ungeheuren Eindruck in ganz Deutschland hervorrief und in kürzester Zeit in 4000 Exemplaren verkauft wurde, für jene bildungsarme Zeit eine große Anzahl. Sie trug den Titel: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“. Luther greift da zuerst die „drei Mauern der Romanisten“ an, die sie sich willkürlich zu ihrem Schutze ausgeführt hätten: daß die geistliche Gewalt über der weltlichen stehe, daß nur der Papst die Schrift auslegen, daß nur der Papst ein Konzil einberufen dürfe. Er fordert sodann ein allgemeines Konzil zur Abstellung der Schäden und Irrtümer, vornehmlich des übergroßen Brunnens des Papstes und seines Hofes; er fragt, „wozu ist das Volk nütze in der Christenheit, das da heißet Kardinäle?“ Scharf geht er ins Gericht mit den Geldansprüchen, die Rom stellt, und mit der Art, wie geistliche Ämter verliehen werden, wie das Verbot der Häufung von Pfründen umgangen wird; endlich, und das ist die

Hauptfache, legt Luther in 26 Artikeln seine Vorschläge zur Besserung des geistlichen und in einem 27. zur Besserung des weltlichen Lebens dar. Keine Annaten dürften mehr nach Rom gezahlt, kein geistliches Amt müßte mehr von Rom geholt, keine weltliche Sache dürfe dorthin gezogen, der Hof des Papstes müsse vereinfacht werden; kein Bischof dürfe mehr so gräßlich bindende Eide dem Papste leisten und über den Kaiser Gewalt haben, der Papst solle seine Ansprüche auf Neapel und Sizilien aufgeben, das Fußküssen des Papstes habe aufzuhören, ebenso das Wallfahren nach Rom; die Zahl der Klöster müßte eingeschränkt werden, die Zahl derer „die viel geloben und wenig halten“; die Verhehlchung der Geistlichen gestattet werden, Seelenmessen und kirchliche Erinnerungstage sollten abgetan oder verringert werden, ebenso die Feiertage; die Ehegesetze in bezug auf verbotene Verwandtschaftsgrade abgeändert; die Wallfahrtsorte zerstört, Bettelerei abgeschafft, Bruderschaften, Ablassbriefe dergleichen; mit der hussitischen Lehre müßte man sich endlich gründlich auseinandersetzen; die Universitäten müssen vollständig reformiert, aus einem römischen Kaisertum soll ein deutsches werden: „es gebe der Papst her Rom und alles was er hat vom Kaisertum, lasse unser Land frei von seinen unerträglichen Schätzen und Schinden, gebe zurück unsere Freiheit, Gewalt, Gut, Ehre, Leib und Seele und lasse es ein Kaisertum sein, wie einem Kaisertum gebühret, auf daß seinen Worten und Vorgeben genug geschehe.“ Und was die weltlichen Gebrechen betrifft, so rügt Luther den „überschwenglichen Überfluß und Kostbarkeit der Kleidung“, die Spezerei „die auch der großen Schiffe eines ist, darinnen das Geld aus deutschen Landen geführt wird“, den Zinskauf „das größte Unglück deutscher Nation“: „man müßte wahrlich den Fuggern und dergleichen Gesellschaften einen Baum ins Maul legen“; ferner rügt er den Mißbrauch des Fressens und Saufens; die allgemeine Unkeuschheit, die durch die vielen Klöster noch vermehrt werde: niemand sollte vor seinem dreißigsten Jahre geistlich werden dürfen. Er schließt mit den Worten: „Gott gebe uns allen einen christlichen Verstand und sonderlich dem christlichen Adel deutscher Nation einen rechten geistlichen Mut, der armen Kirche das Beste zu tun. Amen.“

Vor kurzem erst, 1519, war dem Reich ein neuer Kaiser entstanden, Karl von Spanien, der mußte nun bald seinen ersten Reichstag abhalten, und an Kaiser und Reichstag war in erster Linie Luthers Schrift gerichtet, dann aber an den gesamten Adel der Deutschen in dem Sinne der Edelsten und Besten des Volkes, und

dabei wird Luther nicht nur an Fürsten und Ritter gedacht haben, sondern an alle, die im Reiche Macht hatten und einer Reform geneigt waren. Es ist ein gewaltiger Ruf, den Luther hier erschallen läßt, ein Ruf, der allenthalben in Deutschland Widerhall findet; aus einer rein theologischen oder dogmatischen Frage wird das Auftreten des Wittenberger Priesters zu einer Frage des ganzen öffentlichen Lebens. Nicht nur, daß er überall anerkannte Mißstände angreift wie Pfründenhäufung, Unterkauf, Ablasskrämerei; er will die gesamte römische Kirche umgestalten, er tritt gegen die Allmacht des Bischofs von Rom auf, gegen das Kardinalskollegium, gegen den ganzen römischen Hof und Beamtenstaat; er will Deutschland aus den Fesseln befreien, in die es Rom geschlagen; er will eine unabhängige deutsche Kirche, eine freie deutsche Nation, einen selbständigen deutschen Kaiser gewinnen; er will die Klöster einschränken, die Überzahl der Feiertage abschaffen; er hat beobachtet, wie sehr viele der Geistlichen in der Schwachheit ihres Leibes im Konkubinat lebten, und da will er nicht etwa die alten Vorschriften der Keuschheit wieder durchführen mit ihren Vorbedingungen enthaltensamen strengen Lebens, er will im Gegenteil dem Zuge der Zeit Rechnung tragen und, was er für unvermeidlich hält, durch die Priesterhehe regeln. Er knüpft an die hussitische Lehre vom Laienkelch wieder an, er wiederholt bei jeder Gelegenheit seine Abneigung vor den unnützen „guten Werken“. Aber nicht genug daran, er will das soziale Leben vollkommen neuordnen, der Bettelerei abhelfen, die Hochschulen ganz umändern, er macht da ausführliche Vorschläge für die einzelnen Disziplinen, gibt die zu benützenden Bücher, den zu erreichenden Lehrzweck an; so sehr ihm zuerst die geistlichen Verhältnisse am nächsten gelegen sind, so wendet er doch seine Aufmerksamkeit auch dem weltlichen Leben zu und gibt vernünftige Ratschläge zur Besserung des Lebenswandels der Laien. Es ist eine große Programmschrift, die Martin Luther in die Welt hinaussendet, er tritt damit als Reformator des gesamten Lebens auf, eine ungeheure Summe von Vorschlägen und Gedanken steckt darin und daraus ist auch ihr Erfolg zu erklären gewesen. Was viele bis dahin dunkel und unklar gefühlt, das wird zum ersten Male ausgesprochen, eine Partei, wenn man will, da eingeschworen auf bestimmte Grundsätze, ein Ziel gesteckt, das zu erreichen des Schwelgers der Edlen wert war. Nicht in dem Angriffe gegen das Papsttum möchte man die Hauptbedeutung dieser Schrift sehen, sondern in dem zum ersten Male formulierten Programm eines neuen Le-

bens. Damit wächst Luther weit hinaus über die engen Grenzen seines ersten Auftretens mit den 95 Thesen, damit wird seine Bewegung eine nationale Sache, eine soziale Erscheinung. Und darin liegt die Größe dieses Mannes, daß er zuerst den Mut und die Fähigkeit gehabt hat, solche Fragen aufzurollen. Luther hat selbst die Bedeutung dieses Auftretens nicht recht gefühlt, er hat zunächst immer wieder nur auf die eine Seite desselben Gewicht gelegt, auf den Kampf gegen den römischen Hof, wie er ihn persönlich kennen gelernt hatte, wie er ihn immer wieder aus den Klagen der deutschen Stände, aus den Beobachtungen der deutschen Humanisten geschildert erhielt. Und noch im nämlichen Monat August 1520 schreibt er seine Schrift von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche, in welcher er bereits anfängt recht massiv grob zu werden. Es ist eine gänzliche Verkennung der Stellung des römischen Papsttums, wenn er noch immer glaubt, dasselbe könne auf seine Vorschläge Rücksicht nehmen und mit ihm paktieren, wenn er gleichzeitig ein Schreiben an den Papst richtet, in welchem er beteuert, nichts gegen seine Person unternehmen und nur die Mißbräuche, die in seiner Regierung eingegriffen seien, bekämpfen zu wollen. Die Reformation, die Luther verlangte, konnte nur von innen heraus entstehen, langsam, allmählich; es war nicht tunlich, alles, worin man gefehlt hatte, offen einzugestehen, wollte Rom nicht selbst an seiner Autorität rütteln. Dem Wunsche Luthers, diese Fragen auf einem Konzil zu erörtern, daß naturgemäß über dem Papste stehen, ihm seine Entscheidungen aufdrängen sollte, konnte man am Stuhle Petri nicht nachgeben, das hätte unabsehbare Folgen für die Machtstellung des Stellvertreters Christi auf Erden mit sich geführt. Auch war im damaligen Zeitpunkte während der unsicheren politischen Lage die Berufung eines allgemeinen Konzils unmöglich. Vom katholischen Standpunkte konnte Luther nicht mehr als innerhalb der Kirche stehend betrachtet werden, wengleich er auch noch lange, bis 1524, das Habit des Augustinerordens trug und sich als Glied der katholischen Kirche betrachtete; es war nur folgerichtig, wenn am 3. Januar 1521 eine Bannbulle gegen Luther erlassen wurde, nachdem bereits früher, am 15. Juni 1520, 41 seiner Glaubensartikel als ketzerisch bezeichnet worden waren.

Betrachtete aber Luther sich als rechtgläubiges Glied der katholischen Kirche und als Vertreter des reinen Christentums den Irrungen des römischen Papstes gegenüber, dann lag der weitere Schritt nahe, daß er den Papst nicht mehr als rechtgläubig ansah, sondern

ihn als größten Feind und Schädling der Kirche hinstellte, ihn geradezu als Antichrist, als Teufel behandelte, dessen Anordnungen nicht die leiseste Verbindlichkeit mehr für ihn haben konnten: am 10. Dezember 1520 wurde in Wittenberg feierlich die erste Bulle verbrannt, der Krieg zwischen beiden Mächten, dem Heiligen Vater und dem Mönche war erklärt; es frug sich, wer den Sieg davontragen werde? Es ist eine ungeheure Erscheinung, daß in einem Zeitraume von knapp drei Jahren der Wittenberger Mönch zu solcher Bedeutung emporwachsen konnte; das war nur möglich, wir wiederholen es, weil die Zeit in ihm ihren Vertreter, das Werkzeug und den Träger des großen Reformgedankens sah: Luther ist zur Inkarnation der religiösen und sozialen Bewegung geworden, die an der Pforte der neuen Zeit steht.

Wie werden sich nun die Vertreter der weltlichen Macht dazu stellen, der Kaiser, die Fürsten, die Bürger und Bauern, wie selbst die katholischen Geistlichen, hohe und niedrige? Eine kurzgefugte Geschichte der nächsten fünfundsiebzig Jahre soll darauf Antwort geben.

Die Bewegung war umfänglich genug geworden, um die Fürsten Deutschlands zu veranlassen, die Forderung aufzustellen, es solle auf dem nächsten Reichstage über Luther abgeurteilt werden. Wie bereits erwähnt, mußte ein solcher bald zusammentreten, eben war Kaiser Karl V. auf der Fahrt nach Deutschland begriffen; in Worms, der alten Nibelungenstadt am Rheine, sollte die Tagung stattfinden. Dorthin wurde nun auch Luther vorgeladen, um sich angesichts des Kaisers und der Stände zu rechtfertigen, denn Luthers Vergehen ist im Sinne der Zeit auch als ein staatliches angesehen worden, so eng waren Staat und katholische Kirche miteinander verknüpft.

Auf dem Reichstage zu Worms trat zum erstenmal der junge Kaiser auf. In den Niederlanden erzogen, an Spanien gewöhnt, letzteres Land seiner ganzen Neigung zufolge als eigentliches Vaterland betrachtend, stand er dem deutschen Wesen, den deutschen Verhältnissen ganz fremd gegenüber. Einem solchen Appell, wie ihn Luther in seiner berühmten Schrift an ihn gerichtet hatte, wie er ihn später noch eindringlicher und schärfer wiederholt hat, ein nationales Kaisertum mit nationaler Kirche zu gründen, mußte sich Karl V. unbedingt versagen, da er nicht das leiseste Verständnis dafür haben konnte. Er betrachtete Deutschland als einen Teil seines weiten Reiches, von dem ihm die größte Ehre kam, da er davon den Kaisertitel trug, der ihn über alle Monarchen der Erde überhob; er hoffte in ihm auch jenen Teil seines Reiches zu finden, der ihm

für seine weltumfassenden Pläne die meisten Machtmittel gewähren würde. Denn ein univerveller Politiker war Karl, und da ihm nebst einem nicht geringen Stücke des alten Kontinents ein neuer Weltteil in den Schoß gefallen war, sind es Weltpläne gewesen, die der Geist des ehrgeizigen Habsburgers umfaßte. Rasch hat er die österreichischen Erblande, die bald darauf die schwere Pille Böhmen und Ungarn schlucken und verdauen mußten und darob vorerst unfruchtbar geworden sind, aus seinem unmittelbaren Bereiche ausgeschaltet und seinem jüngeren Bruder Ferdinand anvertraut. Geld und Soldaten waren es, die er immer wieder von den Ständen seiner verschiedenen Länder verlangte; seine habsburgische Familienpolitik wird zugleich Weltpolitik, als er im Kampfe um Neapel, um Mailand, um Burgund den französischen Gegner trifft, der seit dem letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts eine große, vornehmlich auf Italien gerichtete Expansionspolitik treibt. Wie hätte dieser Kaiser sich da auf ein deutsches Fürstentum beschränken, wie vor allem von der katholischen Kirche sich losjagen können, was ihn in Gegensatz zu seinen spanischen, seinen italienischen Untertanen gesetzt hätte? Ahnungslos kam der Kaiser über die Alpen gezogen, ohne Verständnis vernahm er vom Auftreten Luthers; er hat Luther und seine Lehre benützt, wo sie seinem politischen Zwecke dienen konnten, von der sozialen Bedeutung des Mannes und seines Werkes hat er nie eine Ahnung gehabt. Jedenfalls durfte ihn aber der Mönch nicht eine Minute in seinem großen Lebenswerke, ein absoluter, univerveller Herrscher zu werden, aufhalten, verachtungsvoll ging er über sein Erscheinen zur Tagesordnung über. „Der soll mich nicht zum Reher machen“, war sein wegwerfendes Urteil und das Wormser Edikt sollte die von Luther entfachte Bewegung mit einem Tritte zertreten. Luther wird in Reichsacht getan, er soll aus der Reihe der Lebenden ausgelöscht werden. Überzeugt von der Wirksamkeit dieser Verordnung, von der Endgültigkeit seines Urteils, zog der Kaiser aus Deutschland weiter in die Niederlande. Luther, dessen Auftreten zu Worms zuerst selbst seine Freunde enttäuscht, der aber bald seine knorrige, widerstandslustige Männlichkeit gefunden hatte, entwich von Worms und begab sich auf die Wartburg, wo er ohne Wissen selbst vertrautester Freunde in tiefster Zurückgezogenheit abwarten wollte, was die nächsten Monate bringen würden. Es ist sicher, daß er von den berühmten Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir“ in Worms nur die letzten drei gesprochen hat; diese Umänderung ist noch im

selben Jahre 1521 geschehen; man darf daran nicht vorübergehen: der Umdichtung liegt die Tatsache zugrunde, daß man bereits ein unbekanntes Gefühl bekommen hatte von der „Mission“ des Mannes.

Damals, 1521, mußte es sich weisen, ob sein Werk nur an seine Person geknüpft war, ob man durch einen Achtspruch des Reichstages mit beiden fertig wurde, oder ob es auch ohne ihn fortleben würde. Es hat die Feuerprobe bestanden, das Wormser Edikt ist niemals ausgeführt worden.

Gleich nach der Abreise aus Deutschland ist Karl V. in seinen ersten großen Krieg mit Franz I. von Frankreich verwickelt worden, zunächst um den Besitz von Burgund und Mailand. An diesen Kämpfen nahmen außerdem noch England, dann italienische Mächte, wie Venedig, der Papst, teil, nicht immer alle zusammen und nicht immer auf derselben Seite; kaum jemals ist politische Treue kurzlebiger gewesen als damals. Die Politik hat auch Einfluß genommen auf die Entwicklung der Dinge in Deutschland. Karl war viel zu sehr in der alten katholischen Richtung auferzogen worden, um nicht die Angriffe Luthers und seiner Anhänger gegen das römische Lehrgebäude, gegen die römische Disziplin zu verwerfen, überdies war ihm jeder frondierende Geist, jede selbständige Regung seiner Untertanen unbequem. Er fühlte aber bald heraus, wie bedeutsam diese neue Bewegung für die Macht des Papsttums geworden war, und wie er durch Unterdrückung oder Unterstützung des „reinen Evangeliums“ den Papst erfreuen oder demütigen konnte. Und so wird seine Haltung gegen den Protestantismus immer mehr ein Widerspiel gegen die politische Stellung der Päpste im großen europäischen Staatengefüge. Auf dem Reichstage von 1526 zu Speyer, als Karl V. und Clemens VII. erbitterte Gegner sind, wird erklärt, jeder Stand möge sich halten, wie er es vor seinem Gewissen rechtfertigen könne: eine offenbare Duldung der neuen Lehre. Drei Jahre später, 1529, wiederum in Speyer, ist die Sachlage eine andere, Kaiser und Papst haben Frieden gemacht, nun wird das Wormser Edikt wieder hergestellt und seine Befolgung verlangt, doch sollte die neue Lehre überall dort geduldet sein, wo und soweit sie bestand, ebenso die katholische. Aber letzteres wollten die Anhänger Luthers nicht zugeben, vor allem nicht, daß auf ihrem Gebiete die Messe gelesen werde. Sie protestieren dagegen, daher ihr Name: Protestanten. Auf dem großen Reichstage von 1530 zu Augsburg wird die Frage aufs neue aufgerollt. Nun haben die Protestanten

ein Lehrgebäude fertiggestellt, die Augsburger Konfession: ihre Lehre wird verdammt. Karl V. hat aber nicht die Macht, den Siegeszug derselben aufzuhalten, er hat große Schwierigkeiten mit den Ständen Spaniens, ungerne muß er seine Pläne auf Burgund zurückstellen; die der neuen Lehre anhängenden Fürsten und Städte haben sich zu einem Bunde, dem Schmalkaldischen, vereint, überdies werden die habsburgischen Länder von einer furchtbaren Türkengefahr bedroht, es erscheint als zweckmäßig, durch Ferdinand, 1532 zu Nürnberg, einen vorläufigen Frieden schließen zu lassen, der den Protestanten für kurze Zeit Duldung zusicherte und zugleich eine Forderung derselben annahm, die der römischen Kurie äußerst unwillkommen war: die Berufung eines freien deutschen Konzils zur Schlichtung des Streites. Es ist zu beachten, daß nicht mehr ein allgemeines Konzil, sondern ein deutsches über diese deutsche Frage entscheiden sollte — eine Forderung, die der universellen Stellung Rom's (katholisch) soviel wie allgemein) grundsätzlich widersprach. Dazu kommt es nicht, es bleibt bei der stillschweigenden Duldung, die im Frankfurter Unstade von 1544 wiederholt wird. Jetzt hat aber Karl V. endgültig zu Crépy Frieden mit Frankreich gemacht, die Türkengefahr ist geschwunden, unter die deutschen Protestanten ist Zwietracht und Gegensatz gekommen, einen der bedeutendsten ihrer Führer hat Karl für sich gewonnen, den ehrgeizigen Moriz von Sachsen. So meint nun der Kaiser die Parteiung in Deutschland, die seinen unumschränkten Herrscherwünschen Schranken auferlegt, niederwerfen zu können, zugleich damit seine Pflicht als Katholik zu tun, auch eine Sühne zu leisten für sein Vorgehen gegen Rom — man denke an die Erstürmung und Plünderung der ewigen Stadt durch ein kaiserliches Heer 1527. Bevor aber noch der Kaiser Loßschlag und den Kampf eröffnete, der ihm zunächst den Sieg, endlich aber im Augsburger Religionsfrieden eine Niederlage gebracht hat, ist Luther gestorben. Man wird aus diesem kurzen Überblick ersehen haben, wie fruchtlos jedes Bemühen blieb, den entfachten Brand zu löschen, und wie die Anhänger der neuen Lehre von Duldung zur Anerkennung schritten; man wird auch erkennen, wie Karl V. diese Frage oft vom politischen Standpunkte betrachtet hat und betrachten mußte. Dazu hat ihn die ungeschickte Politik des Papstes Clemens VII. und die Haltung der deutschen Fürsten gedrängt. Ersterer, anstatt in so gefährdetem Augenblicke mit der kaiserlichen Macht sich zu verbinden, trieb französische Politik; die anderen haben nicht eingesehen, daß die Abwehr der Türken nicht

nur im Interesse der Habsburger, sondern in dem ganz Deutschlands lag. Steht aber das oberste Haupt des Reiches dem Gären und Drängen kühl gegenüber, so finden wir im deutschen Fürstenstand bald die entschlossensten Anhänger Luthers, aus Gründen, die leicht zu ersehen sind. Die Frage, welche Macht die vornehmste ist, die geistliche oder die weltliche, war im Mittelalter zugunsten der ersten entschieden worden. Luther hat laut und vernehmlich das Gegenteil ausgesprochen und dieser Ansicht zum Siege verholfen. Wie er schon 1520 geschrieben hatte, es dürfe kein Bischof über dem Kaiser stehen, so hat er auch später geredet und gelehrt; die ganze Fülle der weltlichen Macht, die der Kirche innewohnte, wollte er den weltlichen Fürsten zurückgeben und die Geistlichen nur auf ihr geistliches Amt beschränken. Wir erinnern uns, daß in seiner „Besserung des christlichen Standes“ auch Universitätsbildung und Bettelei zu den geistlichen Punkten gehört hatten, alles das: Unterricht, Wohltätigkeit, Armenpflege wurde nun säkularisiert und — nicht immer zum Vorteil der Sache — der weltlichen Gewalt übergeben. Noch weiter ging Luther; als er daran dachte, seine neuen Kirchenordnungen einzurichten, hätte er gerne die bischöfliche Ordnung beibehalten, wie das dann später beispielsweise in England geschehen ist; da sich ihm die Bischöfe aber verweigerten und er auch diesen Zusammenhang mit dem Papismus ein wenig fürchten mochte, ergriff er den Ausweg, die Fürsten selbst als „Notbischöfe“ zu Oberen des geistlichen Lebens in ihren Staaten zu machen, ein Ausweg, der von ihnen gerne angenommen wurde, da er ihre Macht ungeheuer erhöhte. Hatte bis dahin der Fürst in seinem Lande die Gewalt mit den Dienern Roms teilen müssen, so wird er jetzt unumschränkter Herr über Körper und Seele seiner Untertanen und noch mehr, die reichen Besitztümer der römischen Geistlichkeit werden seine Beute, denn geistliche Fürsten, reiche Klöster, fürstlich ausgestattete Domkapitel haben keinen Platz in der neuen lutherischen Hierarchie, die nur Vertreter eines rein geistlichen Amtes kennt; die Einkünfte der Bischöfe, Domherren, der Stifter, sie werden Landesgut, nach damaligen Begriffen das Eigentum des Fürsten. Und die großen Abgaben, die bisher aus den katholischen Ländern nach Rom geflossen waren, sie hörten auf, auch sie blieben im Lande und vermehrten seinen Wohlstand. Fürwahr, so verlockend war dieser Zuwachs an Reichtum und Macht für den Fürstenstand, daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn so viele seiner Vertreter der neuen Lehre sich zuneigten.

Es muß gesagt werden, und das gilt auch für die anderen Stände, daß viele Persönlichkeiten im Reiche gewiß nur aus religiösen Gründen dem „reinen Evangelium“ nachgefolgt sind, daß aber zum großen Teile es recht weltliche Erwägungen und Empfindungen waren, die zum Abfall von Rom geführt haben. Der gläubige Katholik, der es damals mit seinem Glauben ernst nahm, hatte einen starken Bohn seiner Kirche zu leisten: an Andachtsübungen, Fasten, guten Werken aller Art; um wie vieles einfacher gestalteten sich die Anforderungen des neuen Glaubens, der nichts mehr von der Messe, der Beichte, dem Fasten, dem Wallfahren wußte. Und manche, die etwa früher ihrer Bequemlichkeit hatten Zügel schießen lassen, fanden sich doch jetzt mehr mit ihrem Gewissen ein, wenn sie in gesellschaftlicher Form bequem sein durften. Wer aber das Bedürfnis spürte, mit der Gottheit Zwiesprache zu halten, dem mochte der deutsche Gottesdienst, den Luther einführte, die deutsche Bibel, die er einbürgerte, ebenfalls mehr behagen als die lateinische Liturgie der katholischen Kirche. Die heilige Schrift wurde nun ein Erbauungsbuch des Deutschen, und wenn auch in der Flut der theologischen Fragen, die aufgewühlt wurde, viel Edles und Frommes unterging, so hat damals und später mancher Christ aus dem heiligen Buche Erbauung und Erquickung geschöpft. Und in der Predigt, die jetzt ganz anders gepflegt und gehegt wurde, in dem Kirchenliede (1521 entstand: Eine feste Burg ist unser Gott), das Luther in herzerhebender, poetischer Weise ausbildete, fanden er und seine Nachfolger gleichfalls ein Mittel, auf die Menschenherzen einzuwirken, das der römischen Kirche verloren gegangen war. Das gemüthvolle Einwirken des Geistlichen auf die Weltlichen wurde außerordentlich gesteigert — eine große Lehre, die vor allem dann der Jesuitenorden beherzigt hat. Man darf den Einfluß nicht übersehen, den damals die Gottesgelahrtheit, das Bibelstudium, mit einem Male auf das öffentliche Leben nahm; bisher das Eigentum einer exklusiven Gesellschaft gewesen, steigt jetzt die hehre Theologie auf den Markt hinab, sie gesellt sich dem Bürger auf die Bierbank, sie begleitet ihn in die Kemeate, die Hohen und Weistreichen finden ein neues Kampfspiel in den Disputationen, in den Religionsgesprächen, die in den nächsten Jahrzehnten immer wieder die gelehrte Welt erfüllen; die menschliche Kritik bekommt einen gewaltigen neuen Stoff zum Verarbeiten; das, im Vereine mit der Erneuerung der antiken Welt, mit den neuen Gedanken des Humanismus, mußte eine so ungeheuere Fülle von Ideen, Anschauungen, Empfindungen zei-

tigen, daß man es begreifen kann, wenn Ulrich von Hutten mit Begeisterung ausgerufen hat: „Es ist eine Lust zu leben!“

Der niedere Adel hat sich ebenfalls mit Energie der Bewegung angeschlossen, er spürte das Revolutionäre derselben und erhoffte in anderen Lebensbedingungen auch ein neues Feld für seine Tätigkeit zu finden; er wird aber enttäuscht. Sickingen und Hutten verstarben rasch nacheinander und Luther selbst, der immer in seiner Wirksamkeit nur das Konservative empfindet, das Anknüpfen an das alte apostolische Leben, an die Reinheit des alten Evangeliums, der immer wieder von der Gehorsamspflicht gegen die Obrigkeit redet, war der erste, der jede revolutionäre Erhebung dämpfte. Er kann es aber nicht verhindern, daß in den Städten doch vielfach Bewegung um sich greift; lutherisch gewordene Geschlechter verbinden sich gegen katholisch gebliebene mit dem Volke, oft erzwingen die Zünfte und die außerhalb stehenden Handwerker Reformen in der Zusammensetzung des Rates, es geht ein demokratischer Zug durch die deutschen Städte, der nun seinerseits der neuen Lehre neue Anhänger zuführt.

Endlich der Bauernstand. Jahrzehntlang war ein Umsturz des als unerträglich befundenen Bestehenden vorbereitet worden; im stillen hatten sich in Schwaben und in Franken, wo der Bauer durch die hier besonders zahlreichen kleinen Edlen am meisten zu leiden hatte, Zusammenschlüsse von Unzufriedenen gebildet, der „Bundschuh“, der „Arme Konrad“, die nur eine günstige Gelegenheit zum Losbruch erwarteten. Auch diese ließen sich durch das Revolutionäre in Luthers Auftreten, namentlich durch den aufreizenden Ton in seinen Predigten und Schriften verleiten, 1525 loszubrechen; auch sie sahen sich enttäuscht, denn der Reformator wollte mit ihnen nichts zu tun haben; in drei Schriften, in der „Ermahnung zum Frieden“, „Wider die mörderischen Rotten der Bauern“ und im „Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern“ trat er gegen sie auf. Die soziale Revolution, die damals Deutschland ergriffen hatte — ihr Programm sind die zwölf Artikel der Bauern — und die mit der ganzen Roheit der Zeit mit Mord und Brand auftrat, mißlang; den Rittern und Städten erlagen die schlecht ausgerüsteten und schlecht beratenen Bauernscharen; in wenige Monate zusammengedrängt sind Anfang und Ende dieser Tragödie, deren blutige Folgen nun geradezu vernichtend auf den Bauernstand zurückfielen. Jede Revolution, die mißlingt, verschlimmert das Los derer, die sie unternommen haben, und wen'n bedeutende Gelehrte

gefolgert haben, daß die Lage der deutschen Bauern infolge der Reformation eine viel schlechtere und sittlich verkommenere geworden sei, als vorher, so haben sie wohl richtig beobachtet, sich aber über den Grund der Erscheinung getäuscht; nicht deshalb wird die Lage des Bauernstandes schlechter in Deutschland, weil er der Reformation sich angeschlossen hat, sondern weil die Reformation sich ihm in gefährlicher Stunde versagt hat, ihr Schicksal nicht dem seinen verknüpfen und mit ihm nicht untergehen wollte.

Was die Geistlichkeit anbelangt, so empfand sie vor allem ebenfalls den revolutionären und demokratischen Zug der Reformation; sie bekam das Recht zu heiraten, sie bekam auch das Recht, menschenwürdig zu leben, denn die lutherische Kirchenverfassung sah streng darauf, daß die Gemeinde für den Unterhalt ihres Pfarrers sorgte, und wenn er auch dadurch nicht immer gedieh und des öfteren in starke Abhängigkeit zu seiner Gemeinde geriet, so war das doch etwas anderes als das frühere Hungern und Darben der niederen katholischen Klerisei. Freilich blieb das oft nur Theorie und sah in Wirklichkeit recht anders aus. Aber auch die hohe Geistlichkeit fand so viele Vorteile in der neuen Lehre, daß auch sie sich, undankbar genug, ihr zahlreich anschloß; viele zogen es vor, ihr weltliches Treiben, den Verkehr mit Frauen, die Unabhängigkeit von Rom, die selbständige Stellung eines säkularisierten Fürsten auf gesetzlichem Wege festzuhalten, um das Opfer des einen Schrittes, des Abfalles von Rom, der freilich nichts Geringeres war als ein Akt der Fehlonie, der Bruch eines heiligen Eides. Doch das sittlich Verwerfliche dessen empfanden jene aufgeregten Kreise wohl weniger.

So ist es gekommen und so ist es zu begreifen, wenn in Nord- und Ostdeutschland, wenn im Herzen des Reiches Fürsten und Städte, Ritter, Bürger und Bauern in einer unerhörten Weise vom alten Glauben abfielen und der neuen Lehre huldigten, wenn im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts Sachsen und Preußen, Brandenburg und der größte Teil der welfischen Lande, die österreichischen Erblande und Ungarn, das Württembergische und die Schweiz die Reformation annahmen; wenn der neue Glaube Skandinavien und England eroberte, in Frankreich eindrang und selbst bis nach Spanien und Italien seine Schatten warf; wenn es bald protestantische Erzbischöfe und Bischöfe gab, die ihr geistliches Amt unter weltlicher Flagge ruhig weiter behielten; wenn in Bayern nur mühsam der alte Glaube geschützt wurde, wenn auch am Rhein in die Pfaffengasse des Heiligen Römischen Reiches das Luthertum ein-

brach, wenn die drei weltlichen Kurfürsten — Böhmen zählte damals nicht mit — Pfalz, Sachsen und Brandenburg protestantisch wurden und es nur mit Mühe zu zweien Malen verhindert wurde, daß auch von den geistlichen Kurfürsten Mainz, Köln und Trier der mittlere von Rom abfiel. Es kam die Zeit, wo fast sieben Achtel des Reiches den neuen Glauben angenommen hatten und auf den Reichstagen auf der Kurfürstenbank Stimmengleichheit herrschte, auf der Bank der weltlichen Fürsten und in der Gruppe der Städte die Protestanten nahezu die Mehrheit hatten. Eine völlige Verdrängung des Katholizismus aus Deutschland schien unvermeidlich.

Wir sind weit vorangeeilt; es gilt den Schritt zurückzulenken und zu sehen, wie Luthers Lebensgang verlaufen ist von dem Tage an, da er seinen Bart wachsen ließ, weltliche Tracht anlegte, um als Junker Georg auf der Wartburg in stiller Sicherheit zu hantieren und die Wendung der Zeit in einem kritischen Momente abzuwarten, da sich der Kaiser und scheinbar auch das Reich von ihm abgewandt hatten. Nicht ganz elf Monate dauerte sein Aufenthalt in den grünen Wäldern Thüringens; in eifriger literarischer Beschäftigung verbrachte er die Zeit, die „Kirchenpostille“ wurde damals verfaßt, vor allem übersetzte er das Neue Testament aus dem Urtexte ins Deutsche, zwölf Jahre später wurde auch das Alte Testament fertig. Schwere Mühe hatte sich Luther mit diesem Buche gegeben und damit ein Werk geschaffen, das als Merkzeichen in der Entwicklung der deutschen Sprache dasteht. Mit heißem Bemühen hat Luther versucht, die Sprache des Volkes zu erkennen, um sinn- und wortgetreu, dabei volksverständlich zu übersetzen; er hat selbst gesagt, daß er den Leuten auf der Gasse und bei der Arbeit „aufs Maul geschaut“ habe, um den richtigen Ausdruck zu finden; das Oberdeutsche siegt mit diesem Buche über das Niederdeutsche, es wird zur Schriftsprache. Was durch Gyke von Regowte 1230 im Sachsenspiegel vorbereitet, durch Johann von Neumarkt ein Jahrhundert später in der Kaiserlichen Kanzlei Karls IV. zu Prag fortgesetzt worden war: das mundartliche Kompromiß, der Übergang zur Schriftsprache, das hat nun Luther ins Volk getragen und vervollständigt.

Neben dieser Tätigkeit, die er inmitten starker Anfechtung seines heißen Blutes vollbrachte, das ihm mancherlei Visionen vorgaukelte — der Teufel hat im damaligen Leben eine große Rolle gespielt —, hat er die Zeichen der Zeit nicht verkannt und besonders an dem Treiben seiner Anhänger nicht immer Gefallen gefunden.

Denn allein, ohne Aufsicht geblieben, sind die radikalsten seiner Schüler, vor allem Karlstadt, tonangebend geworden und haben gründlich aufgeräumt mit den Einrichtungen der katholischen Kirche. Die Messe ward abgeschafft, das Bölibat, desgleichen das Mönchswesen. Es wurde geradezu als Prüfstein für die rechte Gesinnung gefordert, an den katholischen Fasttagen Fleisch zu essen, gefordert, daß die Geistlichen sich Weiber nahmen; ein heftiger Sturm begann gegen den Schmuck der Kirchen. Noch mehr, sonderbare Schwärmer, die aus Böhmen von Hussiten und böhmischen Brüdern allerlei Projekte herüberbrachten, schlossen sich der Bewegung an, sie vergiftend, wie ja überhaupt die lutherische Lehre, indem sie sich veränderte, neben der Weiterbildung durch Zwingli und Calvin nicht freigeblieben ist von Verzerrung und Verhunjung: man denke an die Wiedertäufer von Münster und ihr himmlisches, aber eigentlich sehr irdisches Reich! Nachdem Luther schon von der Wartburg aus gegen die „Zwickauer“, Stübner, Storch, Cellarius und andere aufgetreten war, entschloß er sich im März 1522, sein Amt zu verlassen, um persönlich nach dem Rechten zu schauen. Es hatte sich gezeigt, daß das Wormser Edikt auf dem Papiere bleiben, daß Luthers gütiger Landesherr, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, ihn nach wie vor beschützen würde und so wagte er sich — obwohl es mit Rücksicht auf Acht und Bann nicht ohne Gefahr war — wieder in den Sturm der Welt hinein. In acht Predigten gegen die Zwickauer Propheten entwickelte er in Wittenberg sein Reformprogramm.

Damit beginnt der zweite Abschnitt seines Lebens. Während er im ersten langsam tastend vorgeschritten war, in der Überzeugung, innerhalb der römischen Kirche die ihm nötig erscheinenden Reformen im Glauben und Leben durchführen zu können, zog er jetzt, da der Bruch von Rom unheilbar geworden, die äußerste Konsequenz aus seiner Überzeugung und vergrößerte — zuerst eigentlich mehr dem Drängen seiner Freunde folgend — den Kreis seiner Reformen. Es ist nebensächlich, daß er in Wittenberg zuerst noch für die Privatbeichte eingetreten ist und sein Ordensgewand wieder anlegte, immer weiter wurde er durch seine eigenen Anschauungen und die der Anhänger fortgerissen, von Jahr zu Jahr wurde er radikaler: 1524 trat er förmlich aus seinem Orden aus, 1525 heiratete er die frühere Nonne Katharina Bora, noch früher war er gegen die Messe als Greuel losgezogen, hatte sich damit in unversöhnbaren Gegensatz zu den katholischen Reformfreunden gesetzt. Viele, die sein Auftreten zuerst begrüßt hatten, trennten sich jetzt von ihm, wie Erasmus von

Rotterdam, der gegen ihn die Schrift „De libro arbitrio“ losließ, die Luther mit der Gegenchrift „De servo arbitrio“ beantwortete und in der er den freien Willen des Menschen als gänzlich geknechtet von der Sünde hinstellte. Es begann der breite Fluß der Weiterausbildung der lutherischen Lehre, der lange Jahrzehnte, ja Jahrhunderte nicht geregelt blieb und der nun auf seinem Laufe die mannigfachen Hindernisse fand, die geradezu zu Abzweigungen Veranlassung gaben. Bientlich gleichzeitig mit Luther war in der Schweiz Ulrich Zwingli als Reformator aufgetreten; Jahre später hat Calvin in Genf das Werk fortgesetzt und der Einfluß der Schweizer Lehre hat sich auch bald in Deutschland fühlbar gemacht. Der Unterschied wurzelte vor allem in der Auffassung des Altarsakraments; während Luther in seinem ihm bis zum Lebensende treu gebliebenen Mystizismus daran festhielt, Christus habe bei der Einsetzung die Worte gesprochen „das ist mein Leib“, fassen die Schweizer diese Worte echt rationalistisch dahin auf, als sei nur gemeint gewesen, „das bedeutet meinen Leib“; für sie wurde der Genuß von Brot und Wein nur zu einem Symbol, zu einer Erinnerungsfeier. Auch sonst gab es noch Gegensätze, wie z. B. Calvin die lutherische Auffassung von der Unfreiheit des menschlichen Willens konsequent durchgedacht hat bis zur gänzlichen Verneinung desselben, zur Lehre der Vorausbestimmung des Menschen. Diese theologischen Unterschiede greifen ins staatliche Leben ein, die Schweizer können sich schwer mit Luthers späterer Ansicht, man dürfe der Obrigkeit nicht widerstehen, befreunden und sind bald die Seele des bewaffneten Widerstandes gegen den Kaiser im Reiche. Immer schärfer wird der Gegensatz zwischen Lutheranern und Calvinisten; die letzteren sind, wie das bei revolutionären Parteien stets der Fall ist, als die späteren, die radikaleren, und beide hassen einander bald mehr als die Katholiken; ja von dem Augsburger Frieden von 1555 werden über Vertreiben der Lutheraner ausdrücklich die Calvinisten ausgeschlossen.

Die Versuche eines Ausgleiches zwischen der alten und neuen Lehre gingen dabei weiter; in Religionsgesprächen, in Verhandlungen (z. B. 1535 zwischen Luther und dem päpstlichen Legaten Bergerius in Wittenberg), in Appellationen an ein allgemeines, rein deutsches Konzil, an den Reichstag wiederholten sich diese Versuche, die in letzter Linie doch immer nur auf die Unterwerfung der einen Partei unter die andere hinzielten und darum nie gelingen konnten. Denn längst hatte die lutherische Lehre den Beweis erbracht, daß sie lebensfähig war, daß sie nicht dem Zufall des Augenblickes, sondern dem

Drange der Zeit ihre Entstehung verdankte. Zu Lebzeiten Luthers unterliegt sie noch steter Veränderung, an der besonders sein jüngerer Genosse Melanchthon starken Anteil genommen hat. In den Jahren 1527—1529 wird die neue Kirchenordnung in Sachsen durchgeführt, 1529 der Katechismus veröffentlicht, 1539 ein Konsistorium eingerichtet. Luther bleibt der Mittelpunkt des Kampfes, von Wittenberg aus rät und hilft, predigt und schreibt er unermüdblich. Er streitet mit Rom, mit den katholischen Ständen Deutschlands, mit den Schweizern, mit seinen eigenen Anhängern.

An der Südostecke der Stadt Wittenberg, auf den grünen Elbanger hinausblickend, stand das „schwarze Kloster“, in dem Luther mit seiner Rätthe haushielt. Sie war eine tüchtige Hausfrau, die den großen Haushalt trefflich führte. Denn nicht nur zahlreiche Kinder galt es zu besorgen, eine stattliche Anzahl von Schülern, Freunden, Bedürftigen mußte stets beherbergt und gespeist werden. Luthers Einkünfte waren nicht gering; sein damals schon als hoch angesehenen Professorengehalt von 100 Gulden wurde von seinem gnädigen Landesherrn verdreifacht, andere Einnahmen kamen hinzu, er wurde aus deutschen Landen in freigebigster Weise beschenkt; man kann sich schwer vorstellen, was für eine bedeutsame Stellung Luther eingenommen hat: von seinen Gegnern bitter gehaßt, von seinen Anhängern leidenschaftlich geliebt. In dem häuslichen Kreise hat er seine „Tischreden“ gehalten, die gesammelt und nicht lange nach seinem Tode herausgegeben worden sind. Aber nicht eingesponnen in häusliches Glück und Verkehr mit gleichgesinnten Freunden hat Luther seinen Lebensabend verbracht; er war ein Mann des Kampfes, der sich den Lasten, die sein Auftreten ihm gebracht, keineswegs entzog. Daß er in Schrift, Lied, Predigt, Gespräch immer wieder mit dem deutschen Volke in Verkehr trat, hat nicht zu mindest dazu beigetragen, seine Lehre zu festigen. Diesen großen Anforderungen ist schließlich selbst sein eisenharter Körper nicht gewachsen geblieben. Seit 1527 ist Luther leidend; immer mehr häufen sich seine Beschwerden, die ihm die zunehmende Korpulenz, endlich ein überaus schmerzhaftes Steinleiden zufügen. Er wird immer gereizter, heftiger, galliger. Der ganze Gang der Zeit geht zum Groben, Unflätigen, Gewalttätigen, es sind damals lauter grobe Klöße und grobe Reile, die aufeinander passen; immer schärfer, ja obszöner wird Luther in seiner Ausdrucksweise in den späteren Streitschriften: „Von den Conciliis und Kirchen“, „Wider Hanswurst“ (Herzog Heinrich zu Braunschweig), „Wider das Papsttum zu Rom von

Teufel gestift". Es war ein großes Werk, daß er aus unscheinbaren Anfängen vollbracht hatte, aber er sah es angegriffen, zerrissen, uneins, und was er einst gewünscht, veredelnd, reformierend auf das ganze Menschentum einwirken zu können, das war ihm nicht gelungen; er selbst muß in seinem Alter über den Mangel an sittlicher Zucht, über die Zunahme der Verrohung klagen; statt seinen Mitlebenden den Frieden zu bringen, hatte er die Ursachen der Zwietracht, der Unzufriedenheit vermehrt, denn alles war im Werden, im Gären, als er starb. Ein Streit, den er schlichten wollte, hatte ihn im Winter 1545 nach Eisleben geführt und hier, wo er geboren worden war, schied er am 18. Februar 1546 aus dem Leben. Nicht freiwillig, wie es böswillige, auch von katholischer Seite längst widerlegte Gerüchte haben wollten, sondern bezwungen von seiner Krankheit, aufgerieben durch ein hartes Leben voll Kampf und Mühen.

In der Protestationskirche in Speyer ist ihm neuerlich ein Standbild aufgerichtet worden; im Arm die Bibel, die andere Hand zur Faust geballt, das Auge himmelwärts gerichtet, jeder Zoll ein Streiter, steht der Mann da, den die Zeit sich geschaffen, um anzubahnen, was sie gebraucht.

II.

Die Fugger.

Die Zeit des beginnenden 16. Jahrhunderts, in die man aus gewichtigen Gründen den Anfang der Neuzeit in der Geschichte verlegt, hat auch in den Geldverhältnissen einen starken Umschwung herbeigeführt, zum ersten Male sind in einzelnen Familien große Vermögen angehäuft worden, die eine ganz andere Bewertung des Geldes ermöglichten; diese für die Entwicklung der Zeit wichtigen Veränderungen sollen an der Hand der Geschichte einer dieser Familien hier verfolgt werden.

Es ist wohlbekannt, daß ursprünglich der ganze Warenverkehr der Menschheit auf dem Tausche beruhte; jeder gab, was er hatte, dem Nachbar und nahm von ihm, was dieser geben konnte: Korn wurde gegen Gespinnst umgetauscht, Wein gegen Vieh. Bald aber empfand man die Notwendigkeit, einen bestimmten Maßstab zu haben, an dem man messen konnte, wie sich das Korn zur Leinwand verhielt, wie viele Fuder Wein man für ein Rind bekommen konnte, und als solchen Maßstab verwendete man die verschiedensten Ma-

terialien (Beuggeld), wie Leinwand, Tierhäute, Marderschmansen, Lederstücke, endlich die Edelmetalle Gold, Silber, zuweilen auch andere Metalle, wie Kupfer, Eisen. Es dauerte nur ein paar Jahrhunderte, bis man dahinter kam, daß diese Metalle viel besser als Zahlungsmittel sich eigneten als die schwerfälligen Waren, man ging über von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. Bestimmenden Anlaß gab dazu die Anhäufung von Menschen in den Städten, vor allem an den fest werdenden Residenzen der Fürsten. Das Umherziehen derselben hatte sich mit der Naturalwirtschaft vertragen; als sie dauernde und bestimmte Sitze sich schufen und den ganzen Kreis der Hofschranzen und Beamten mit sich brachten, mußte für die Verpflegung und den Unterhalt derselben anders gesorgt werden. Vorbildlich dafür ist der päpstliche Hof geworden mit seinem besonders umfangreichen Beamten- und Hofapparate. Der Übergang erfolgte ganz allmählich; niemals kann man für ähnliche soziale Umwälzungen ein bestimmtes Jahr angeben: aus Bequemlichkeitsgründen tut man es doch und nimmt für diesen wichtigen Moment das Jahr 1300 an; damals wurden als erste Silbermünzen die „Groschen“ geprägt; ebenso kann für den nächsten wichtigen Fortschritt in der Volkswirtschaft das Jahr 1500 als Grenze angelegt werden. Um diese Zeit ist unsere heutige Geldwirtschaft geboren worden mit ihren mannigfachen Erscheinungen und Ausdrücken; das Geld ist nicht mehr nur Mittel, es ist Selbstzweck geworden, und der wichtigste Faktor dieser neuen Wirtschaft ist entstanden: der Kredit.

Unendlich mannigfach sind um diese Zeit die Geldarten. Anfangs gab es nur Privatgeld, von Einzelpersonen ausgegeben, von anderen auf Treu und Glauben nach Belieben genommen. Daß ursprünglich der Wert des Geldes nur nach dem Gewicht bemessen war, dafür sprechen die Geldbenennungen Mark, Pfund, Livre; noch lange später werden besonders kleine Teilmünzen gewogen, so z. B. das Schock meißnischer Groschen. Über den Ursprung des Wortes Taler wird behauptet, daß er von der ersten Münzstätte desselben, vom böhmischen Joachimsthal, herrühre. Gulden kommt klarlich von Gold, aus dem sie zuerst allein geprägt worden sind. An Stelle dieses Privatgeldes trat das von der Staatsgewalt ausgegebene Geld, das dann einen bestimmten aufgeprägten Wert besaß und als Zahlungsmittel genommen werden mußte. Nun hatte jeder selbständige Teil des großen deutschen Reiches das Recht, Münzen zu prägen und auszugeben, jeder Kurfürst, Herzog, Graf, Bischof, Abt, jede Reichsstadt. Erwägt man, daß der damalige Reichstag, die in ver-

chiedenen Städten des Reiches nach willkürlicher Berufung des Kaisers tagende Versammlung der deutschen Stände, etwa um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an 200 Mitglieder zählte, nebst ihnen es aber noch eine ganze Reihe von münzberechtigten Herren gab, so ist leicht zu ersehen, welche Unmenge von Geldarten das Deutsche Reich überschwemmen mußte. Verschieden gewichtet und verschieden legiert waren die Münzen; eine sehr beliebte Maßregel war, altes Geld einzuziehen und neues leichteres, weniger feinhaltiges dafür auszugeben, den Unterschied als Münzgewinn einzustecken. Manchmal drängte der Mangel an Edelmetallen geradezu zur Verschlechterung der Münze. Eine besonders schlechte Geldsorte des siebzehnten Jahrhunderts erhielt den bedeutungsvollen Beinamen: Schinderlinge. Auch die Untertanen arbeiteten an der Entwertung des Geldes, indem sie an den Münzen den Rand beschnitten (Ripper) oder von der Oberfläche Edelmetall abfeilten (Wipper). Die weniger genau ausgeführte Prägung, die ungleiche Gestalt — es gab auch viereckige Münzen — machte derlei Manipulationen möglich. Man wird leicht einsehen können, zu was für Mißbräuchen und Betrügereien da Gelegenheit geboten war und wird es begreiflich finden, daß manche Fürsten und Städte sich gegen solch schlechtes, geringes, „verrufenes“ Geld mit allen möglichen Mitteln schützten. Besserung auf diesem Gebiete trat erst einigermaßen ein, als durch den Reichsabschied von 1551 den Reichskreisen die Münzpolizei, damit ein gewisses Aufsichtsrecht über die Münzgebarung der Kreismitglieder eingeräumt wurde. 1566 wurde dann auf dem Augsburger Reichstage als gesetzlicher Münzfuß der Neun-Reichstalerfuß festgesetzt, d. h. aus einer kölnischen Mark fein Silber sollten neun Taler ausgemünzt werden. Von den alten Groschen gingen 24 bis 30 auf einen Taler, seit dem Dreißigjährigen Kriege nur mehr 24, sie waren gleich 90 Kreuzern. Die kölnische Mark war genau ein halbes böhmisches Pfund, hatte daher 16 Lot und wog nach heutigem Gewichte etwas über 233 Gramm. Sie wurde für ganz Deutschland die Gewichtseinheit sowohl für Gold wie für Silber. Dazumal war letzteres der Wertmesser, auch die Goldmünzen waren nach dem Verhältnis des Goldes zum Silber — in der Regel 1:16 — bemessen. Neben den Silbertalern gab es Goldgulden mit sehr starkem Silberbeisatz, in Stücken zu 4, 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Gulden geprägt. Ursprünglich wurden aus der kölnischen Mark 64 Goldgulden, später 72, geprägt. Nach und nach verschwanden die Goldgulden, an ihre Stelle traten die Dukaten; und als neue Sil-

bermünze erschien seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Silbergulden, eingeteilt in 60 Kreuzer zu 4 Pfennigen. Ein Gulden war gewöhnlich gleich $\frac{2}{3}$ Taler, oder 2 Taler gleich 3 Gulden. Es ist vielfach behauptet worden, daß die Kaufkraft des Geldes in den Jahrhunderten seit 1500 gewaltig gesunken sei und damalige Bissern, um mit den heutigen verglichen zu werden, mit etwa 10 multipliziert werden müßten; demgegenüber ist aber erwidert worden, daß auch die Preise sich gewaltig verändert hätten und unsere heutigen Kenntnisse noch nicht zu einem so entschiedenen Urteile berechtigten: diese Frage nach dem Verhältnis des damaligen Geldes zum heutigen muß daher vorläufig offen gelassen werden.

Es war ein Grundsatz der römischen Kirche gewesen, die ja bis zu Luthers Auftreten tonangebend in der menschlichen Gesellschaft blieb, daß Handel mit Geld, Ausleihen gegen Prozente, etwas durchaus Unmoralisches sei: „pecunia pecuniam parere non potest“: Geld kann nicht Geld erzeugen; nur Leibrenten wurden gestattet, weil damit das Kapital aufgezehrt wurde. Bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts und noch weiter hat die Kirche an diesem Grundsatz festgehalten; selbst als die Fugger schon große Geldgeschäfte machten, mußten sie gegen dieses Vorurteil ankämpfen; sie haben sich eigene Theologen bestellt, die in öffentlichen Disputationen dagegen Verwahrung einzulegen hatten und die dafür eintreten mußten, daß ein mäßiger Zins, etwa fünf vom Hundert, erlaubt sei. Aber erst als die Kirche selbst Geld brauchte für ihre geistlichen und weltlichen Zwecke, für Kriege, Bauten, verschwenderisches Leben, da drückte sie ein Auge, bald alle zwei zu. Ihre Erbschaft traten die Anhänger Luthers an, die das alte Vorurteil weiter verteidigten; Luther selbst sagt in seiner Schrift von des christlichen Standes Besserung: „das größte Unglück deutscher Nation ist gewißlich der Zinskauf. . . sollte er noch hundert Jahre bestehen, so wäre es nicht möglich, daß Deutschland einen Pfennig behielte. . . Ich weiß die Rechnung (ich verstehe das Kaufmannsgewerbe) nicht, aber das verstehe ich nicht, wie man mit hundert Gulden mag des Jahres erwerben zwanzig.“ Doch das hat jetzt nichts mehr genützt, es war notwendig geworden, mit Geld zu handeln und zu wirtschaften.

Wir bemerken bei einer Betrachtung der Weltereignisse vor und nach 1500, daß es eine bewegte, kriegerische Zeit ist. Im Jahre 1492 war es, daß zum ersten Male französische Truppen nach Italien sich wandten, um dieses anscheinend herrenlose und doch so kostbare Land sich anzueignen. Nicht nur Frankreich und die italienischen

Fürsten wurden dahinein verwickelt; durch die Verbindung mit Spanien, durch die Lehenshoheit des Reichs über Mailand wurden die Habsburger, damit das Reich in den Streit gezogen und auch England, angestiftet durch die Eitelkeit König Heinrichs VIII., mischte sich in Dinge, die es gar nichts angingen. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatten die Osmanen mit der Eroberung von Konstantinopel ihr europäisches Reich fest begründet, ein Volk, das nun durch Jahrhunderte, immer vordringend, der Fluch seiner Nachbarn werden sollte. Andernteils bildete sich in Osteuropa gleichsam als Gegengewicht gegen das Türkenreich ein Staat, der erst viel später von gewaltigem Einfluß werden sollte, das Großfürstentum Rußland; im Norden begannen die skandinavischen Völker in das politische Leben Europas einzudringen. Wir finden demnach in dem Jahrhundert 1450—1550 bedeutende kriegerische Unternehmungen. Nun ist der Satz, daß man zum Kriege dreierlei brauche: Geld, Geld und wieder Geld, keineswegs eine Erfindung Montecuccolis im siebzehnten Jahrhundert gewesen, es war eine alte Erfahrung. Immer neue Geldsummen mußten in diesem Jahrhundert der Kriege aufgebracht werden. Neben diesen Kriegen gab es aber noch andere Ursachen, weshalb die Fürsten damals viel Geld gebraucht haben: der zunehmende Luxus, die wachsenden Bedürfnisse, die Baulust und Bautätigkeit, die allmähliche Umwandlung des Lehensstaats in einen Beamtenstaat. Eine Verwaltung durch Beamte kostete naturgemäß mehr, als durch Lehensleute. Noch etwas Bedeutsames kam hinzu, der Krieg selbst veränderte sich ganz seit der Erfindung des Pulvers, seit dem Aufhören der Lehensheere. An Stelle der Ritter und ihrer Knappen traten Mietssoldaten. Wie sollten diese geworben und gezahlt werden? Wohl hatte meist der Krieg den Krieg zu ernähren, auf Plünderung erobelter Plätze wurden die Söldner angewiesen, aber das langte und glückte doch nicht immer, woher dann den Sold für sie nehmen? Die Fürsten besaßen nicht viel, eine regelmäßige Steuergesetzgebung gab es nicht, es waren geringe Abgaben, die dem Fürsten zufließen: Zölle bei der Einfuhr und Durchfuhr von Waren, Einnahmen aus den fürstlichen Regalen, aus den Bergwerken, dem Münzrechte, aus dem privaten Besitze; dafür mußte der Fürst für alle Ausgaben seines Landes aufkommen. Das Deutsche Reich hatte kaum nennenswerte allgemeine Einnahmen, auch die Römermonate (ein Römermonat, ursprünglich die Leistung des Reichs zur Romfahrt des Königs behufs Krönung zum Kaiser, dann als Kriegsteuer beibehalten, wird um diese Zeit mit 128 000 Gulden festgesetzt) waren

eine mehr oder minder freiwillige Abgabe, die der Reichstag dem Kaiser in verschiedener Höhe bewilligen konnte und die dann nach einer bestimmten Skala von den einzelnen Gliedern des Reichs gezahlt oder auch nicht gezahlt wurde. Wir sehen da einen großen Gegensatz zwischen Deutschland und anderen Staaten; in England, Frankreich, Spanien konnte der Monarch über regelmäßige Einnahmen verfügen, im Römischen Reiche Deutscher Nation nicht, ein gewaltiger Grund für die Schwäche der deutschen Politik. Immer wieder mußte der Kaiser zu Unternehmungen, die des Reiches Schutz oder seine Vergrößerung beabsichtigten, aus seinen eigenen Hausmitteln beitragen. Die Fürsten hatten demnach wenig bares Geld, sie hatten aber auch wenig Kredit. Ein geistvoller Historiker hat bemerkt, daß zum Kredit, wie zum Kriege, auch drei Dinge gehören: zahlen können, zahlen wollen, zahlen müssen. über die ersten zwei Punkte ist nichts zu sagen. Aber auch das zahlen müssen ist eine wesentliche Vorbedingung, und wer wollte nun die Fürsten zur Zahlung zwingen? Wohl aber war letzteres möglich bei den eigentlichen Geldpotenzen jener Zeiten, bei den Städten. Die deutschen Reichsstädte, über fünfzig an Zahl, sehr verschieden an Größe, sind die wichtigsten Faktoren im Wirtschaftsleben des deutschen Volkes geworden: eine ganze Reihe von Familien ist in ihnen erstanden, die mit eisernem Fleiß und geschäftlichem Geiste sich dem Handel und Geldwesen zuwandten und es zu großem Ansehen und großem Reichtum gebracht haben. Das zahlen können war bei ihnen der Fall und auch das zahlen wollen, da ja ein Kaufmann nur bei Rechtlichkeit auf die Dauer bestehen und groß werden kann, aber auch das zahlen müssen war vorhanden, denn nach damaligem Rechte haftete jeder einzelne Bürger für die Anleihen seiner Stadt. Ursprünglich richtete der Handel seine Aufgaben vor allem nach der Levante, dann nach Italien, nach Polen, Rußland, Scandinavien; es waren zuerst Städte, die in der Nähe des Meeres lagen, wie etwa Lübeck, oder an großen Flußläufen, wie Köln, die zu größerem Handel kamen. Ursprünglich ermöglichten fast nur die Wasserstraßen den Verkehr; mit der Anlage von besseren Straßen erst wurde es leicht, auf dem Lande Waren zu versenden und da konnten auch die Städte im Binnenlande daran teilnehmen. Es ist bekannt, wie im Lauf des dreizehnten Jahrhunderts sich eine Anzahl deutscher Städte zu Handelszwecken aneinanderschloß, die Hanse genannt, die von der Küste der Nord- und Ostsee bis tief ins deutsche Land hineinreichte und lange Zeit ausschließlich Meere und Straßen beherrschte. Von den

außerdeutschen Städten war es vor allem Venedig, das als größtes Handelsemporium des Mittelalters anzusehen ist und den Handel mit der Levante fast ganz monopolisiert hatte. Im fünfzehnten Jahrhunderte werden die alten Handelswege zerstört, den Weg in die Levante verlegen die Osmanen, im Norden sind es die skandinavischen Völker, die sich bemühen, selbständig zu werden; es beginnt jener Gegensatz zwischen Skandinavien und Deutschland sich zu rühren, der zuletzt zu dem großen Kampfe um die Ostsee während des Dreißigjährigen Krieges geführt hat. Zugleich regt sich die Konkurrenz der Niederländer und Engländer, die bald lähmend auf den deutschen Handel einwirken, die Macht der Hanse zerstören sollte. Ein gütiges Geschick hat gegeben, daß gleichzeitig neue Verkehrsgebiete gewonnen wurden durch die Entdeckung Amerikas. Eine ganze Fülle von Artikeln, die man bisher gar nicht gekannt oder nicht genügend bejessen hatte, konnte jetzt aus der Neuen Welt herübergeschafft werden. Mit diesen anderen Verhältnissen ändert sich auch die Bedeutung der einzelnen Städte. Venedig verliert, Genua, sein großer Rivale, gewinnt; Augsburg, Nürnberg, später Frankfurt am Main treten hervor; die Städte treiben nicht mehr bloß eigenen Handel, sie vermitteln ihn, der Kommissionshandel, die Expedition, entstehen. Von anderen nichtdeutschen Städten sind Antwerpen, Lyon, Lissabon als besonders aufschwungreich zu nennen. Der ewige Antrieb im Menschen zu Spiel und Wette wendet sich diesem Gebiete zu; während sonst der biedere Deutsche sich begnügte zu wetten, ob das kommende Kind ein Knabe oder ein Mägdlein sein würde, wurde jetzt mit hohen Einsätzen gewettet, ob das in Lissabon oder Genua zu erwartende Pfefferschiff eine große oder eine kleine Ladung bergen würde; von der Quantität, die da auf den Markt geworfen wurde, hing ja die Höhe des Preises dieses kostbaren Gewürzes ab. Man hat, nebenbei gesagt, Gewürze damals in Deutschland sehr geliebt, da die gewürzten Speisen einen „schönen“ Durst zur Folge hatten. Aus der Verbindung des ruhigen Handels mit der tollen Spiellust der Menschen ist dann das Börsenspiel entstanden.

Gründlich änderte sich im gleichen Verlaufe der Zeit das Geldwesen. Früher begleiteten bewährte Vertrauensmänner der Handelsherren die großen Warenzüge, die etwa von Deutschland nach Italien zogen, ihnen war das bare Geld anvertraut für ihre Käufe, sie brachten den gemachten Erlös sorgsam zurück — bei der Unsicherheit der Zeiten und Straßen ein verantwortungsvolles Amt.

Dazu kam, daß das Geld unnütz hin und her reiste, da ja gleichzeitig Käufe und Verkäufe in Deutschland und Italien gemacht wurden. Dieser Gefahr und Unbequemlichkeit machte der Wechselbrief ein Ende: ein harmloses Stück Papier, leicht verborgen, das auch dem wegelagernden Ritter, wenn es in seine Hände fiel, nichts nützte, das eine Art von Clearingverkehr damals ermöglichte. Bald bediente man sich allgemein der Wechsel. Die ganze Technik dieses neuen Geldwesens ist in Italien entstanden und hat sich hier ausgebildet, zuerst in Florenz. Es ist bekannt, daß von hier der Ausdruck Florenus mit seiner Abkürzung fl. für Gulden abstammt; ebenso kommt Groschen „grosso“ aus dem Italienischen. Auch viele andere Ausdrücke zeigen, daß Italien das Geburtsland des modernen Geldverkehrs ist, wie Giro, Inkasso, Konto, Saldo, Bilanz usw. Vornehmlich die Oberitaliener haben sich neben den Vertretern der Kurie als besonders geschickt darin gezeigt, die Ghigi, Mucellai, Strozzi, Ricasoli, Medici sind mit Geld handelnde Familien gewesen. Wer in diesen Dingen Erfahrung haben wollte, mußte in Italien eine Lehrzeit durchmachen. Von der Bank, auf der der Geldmakler ursprünglich in den primitivsten Anfängen dieses Gewerbes auf dem Markt saß, auf welcher er das Geld bei Einnahme und Ausgabe aufzählte, ist der Name für das Gewerbe entstanden, Bank, Bankier. Unter den germanischen Völkerschaften zeigte der Holländer die meiste Eignung für das Geldwesen, und Hand in Hand mit dem rasch zunehmenden Handel dieses Landes entwickelten sich nun hier die großen Märkte, die ursprünglich alle Vierteljahre abgehalten wurden, oft aber das ganze Jahr über dauerten, und dann entscheidend gewesen sind für den Geldverkehr; hier entstanden die Börsen. „Burse“ hieß der Ort, an dem zuerst in Brügge derartige Geschäfte abgeschlossen worden sind, davon kam dann der ins allgemeine übertragene Name „Börse“. Brügge, zuerst da tonangebend, verlor bald seine Stellung, die an Antwerpen überging. Als Zinsfuß für die Geldgeschäfte waren zuerst 3 % vierteljährlich, also 12 % jährlich üblich. Später begnügte man sich auch mit einem geringeren Zinsfuße, wenn die Sicherheit entsprechend war; als der erste Spekulationsrausch vorüber war, verschmähte man es, auf gefährliche Art rasch reich werden zu wollen und begnügte sich mit sicherem 5 %. Die unsicheren Fürsten, die nicht zahlen mußten, hatten naturgemäß andere Prozente zu zahlen: 20 ja selbst 50 % sind da nichts Seltenes. Bei den Städten stand es wesentlich besser.

Einer Thatfache mag da noch Erwähnung getan werden, um zu zeigen, wie rasch und wie modern sich in jenem Jahrhunderte die Geldtechnik ausgebildet hat: 1555 wird in Frankreich eine ungewein wichtige Maßregel vorgenommen. Der König Heinrich II. erklärt, er könne seine Schulden nicht zahlen; wenn man ihm aber weitere Summen vorstrecken wollte, dann würde er nicht nur regelmäßig die versprochenen Zinsen leisten, sondern auch alljährlich einen Teil des Kapitals zurückzahlen. Wir begegnen hier dem Grundsatz der Amortisation, die heutzutage bei Hypothekendarlehen und ähnlichen Geschäften gang und gäbe ist. Der Gedanke schlägt ein, und an diesem neuen Unternehmen beteiligen sich nun nicht nur Kaufleute, sondern die ganze vermögliche Welt, Adel und Bürgerstand, es ist eine Subskription auf eine Anleihe. 1594 bildet sich in Holland eine Gesellschaft zum Handel mit Indien, die Gesellschaft „de Verre“, die nichts anderes ist als eine moderne Aktiengesellschaft. Und ähnliches finden wir schon früher; wie es heutzutage oft geschieht, daß ein großes Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wird, deren Aktien aber Eigentum der besitzenden Familie bleiben, so stand es damals mit den Bankierhäusern der Fugger, Welfer, Hochstetter u. a., auch hier waren meist alle Familienglieder Teilnehmer des Geschäfts. Von diesen Familien war die der Fugger zweifellos die reichste und bedeutendste und darum soll von ihr auf diesen Blättern einiges erzählt werden.

Die Fugger sind um das Jahr 1367 wahrscheinlich aus dem Dorfe Graben bei Schwabmünchen nach Augsburg gekommen, es waren zwei Brüder, Hans und Ulrich, Leineweber von Beruf; sie webten die Leinwand und färbten sie. Es waren fleißige Leute von großem Geschäftsgeiste; in kurzer Zeit konnten sie in ihrer neuen Heimat eine Rolle spielen. In zweiter Ehe nahm Hans Fugger eine angesehenere Augsburgerin zur Frau; als er 1408 starb, folgte ihm sein Sohn Andreas, der bereits den Beinamen der „Reiche“ erhielt. Ein jüngerer Sohn des Hauses, Jakob I., ist der Stammvater der Fugger „von der Lilie“ geworden, während sein Neffe gleichen Namens, ein Sohn jenes Andreas, im Jahre 1462, einen anderen Wappenbrief „vom Reh“ erhielt. Anders als durch Heiraten konnte man damals in den Städten nicht unter die vornehmen, oder wie man sagte: ratsverwandten Geschlechter kommen; die Fugger, die vielleicht auch schmucke Leute gewesen sind, wußten diesen Weg zu benutzen. Man kennt das Jahr, in dem Jakob I. zuerst durch ein größeres Geldgeschäft eingegriffen hat

in den Weltmarkt: 1441. Zweiunddreißig Jahre später machte das Haus Fugger das erste große Geschäft mit den Habsburgern, 1473; sie sind von da ab die Bankiers dieses erlauchten Geschlechtes geblieben, durch welches sie auch in Verbindung mit der römischen Kurie getreten sind. Ulrich, Jakobs Sohn, war es, der von der Leinwand zum Handel mit Geld überging und der entgegen dem damaligen Vorurteile Geld auf Zins auslieh. Seinem unternehmenden Geiste kam es zustatten, daß zwei solche wichtige Faktoren, wie die Habsburger und die Päpste, sich selbst von der herrschenden Ansicht lossagen mußten und derlei Geldspender dringend brauchten. Bei den Habsburgern war es der stets geldbedürftige Erzherzog Sigismund von Tirol, der mit den Fuggern zuerst in Verbindung trat und ihnen Anteil an der Ausbeute seiner Bergwerke einräumte. Die Zahlungen erfolgten teils in bar, teils in Naturalien. In den Jahren 1487—94 beliefen sich diese gezahlten Summen auf mehr als 600 000 Gulden. Es gehörte nicht geringer Wagemut dazu, solche Summen den Habsburgern zu borgen, die Fugger hatten diesen Mut, sie ketteten damit ihr Schicksal an das dieser Fürsten und sind mit ihnen emporgekommen.

Auch die Kurie ist mit der Arbeitsweise und der Kapitalkraft der Fugger sehr zufrieden gewesen; auch sie sorgte nicht mit Ehrenbezeichnungen, Pfalzgrafen des Laterans wurden sie, und etwas wie persönlichen Stolz empfand Papst Leo X., als er erzählen konnte, er habe einst den Vertreter des Hauses in Rom befragt, binnen welcher Zeit er ihm 300 000 Dukaten verschaffen könne, worauf jener sich bereit erklärt habe, dies binnen einer Stunde zu tun. Es zeigt diese Geschichte, einen wie großen Kredit bald nach 1500 die Fugger hatten. Nebenbei gesagt, hat sie den Vorzug, wahr zu sein, während jene andere, viel bekanntere, durch ein berühmtes Gemälde Piloths verherrlichte Episode, nach welcher Fugger den Kaiser Karl V. bei einem Feuer von kaiserlichen Schuldscheinen empfangen habe, in den Kreis jener Anekdoten gehört, die nicht wahr sind, aber doch einen Beitrag zur Charakteristik der mithandelnden Personen geben. Denn es ist oft wichtiger, zu wissen, wessen Menschen für fähig gehalten werden, als wessen sie wirklich fähig gewesen sind. Der Bedeutendste aus dieser Generation war Jakob II. Fugger, ein jüngerer Bruder jenes Ulrich, geboren 1459; er war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, ist aber seiner Lust und Begabung folgend zum Kaufmannsstande übergegangen und hat seine Lehrzeit in Venedig durchgemacht; er lehrte

dann in die Heimat zurück, führte die schöne Sibylle Arzt als Ehefrau heim und wurde bald die Seele aller großen Unternehmungen des Hauses; 1494 gründete er mit seinem Bruder Georg eine Handelsgesellschaft für den Vertrieb von Spezereien, Seide, Wolle in Italien, Tirol und Deutschland. Diese Fugger handelten mit Wolle, fertigen Tuchen, Leinwand, Seide, Sammet, Leder, Rüssen, Apfelsinen, Safran, Bernstein, Edel- und Halbedelmetallen; sie verfrachteten die Gemälde Albrecht Dürers; sie vermittelten Bestellungen auf zu verfertigende Sachen von Ort zu Ort. Charakteristisch für sie ist auch der Umstand geworden, wie sich die Familie untereinander zusammenschloß, die Geschäfte unter sich verteilte. Da besorgte z. B. der eine die Straße nach Mailand, der andere die nach Nürnberg, ein dritter die nach Antwerpen, während der Älteste die Oberleitung in Händen behielt. Bis nach England gingen ihre Sendungen. Frühzeitig hatten sie, wie schon erwähnt, einen Vertreter in Rom, der an der Kurie die Geschäfte vermittelte. Etwa im Jahre 1472 schrieb der, es müsse Geld in einer Sache nach Rom geschickt werden: „am sichersten aber werdet Ihr mit der Sendung gehen, wenn Ihr das Geld meinem Bruder oder einem meiner Angehörigen anvertraut und dafür nur einen einzigen kleinen Schein an mich empfangt.“

Gleichzeitig betrieb Jakob II. Bankgeschäfte und monopolisierte die Bergwerke; 1505 vereinigte er sich mit den Welfer und Hochstetter zu einer Handelsgesellschaft nach Ostindien. Er war ein Mann, der zu sagen pflegte: „Ich will gewinnen, so lang ich kann.“ Dabei ein Mann von stählernen Nerven, von dem man berichtet, er habe seine Sorgen mit dem Hemde ausziehen und in einem tiefen ruhigen Schlafe Erquickung für seine ermüdeten Sinne finden können. 1511 wies die Bilanz der „Gebrüder Fugger“ ein Vermögen von 211 000 Dukaten aus, fünfundzwanzig Jahre später drei Millionen, noch ein Jahrzehnt später fünf Millionen. Es ist das für die damaligen Verhältnisse ein ungeheures Vermögen, das nur etwa mit dem der heutigen Rothschilds verglichen werden kann. Der Gewohnheit der Zeit entsprechend, haben sie großen Grundbesitz erworben.

Wie es sich für die Bankiers der Habsburger und der Päpste ziemt, sind sie treue Söhne der katholischen Kirche geblieben; wir wissen aus früheren Zeilen, wie Luther sie beurteilt hat; andere wie die Welfer sind zur neuen Lehre übergetreten, trotz der Feindschaft derselben gegen Zinsgewinn, die freilich dann auch mit dem Gebote der Zeit sich abfinden mußte. In großartiger Weise benützten die

Fugger die politischen Verhältnisse. Wir wissen, daß sie zur Kaiserwahl Karl V. die Summe von 543 000 Dukaten vorgestreckt haben; die Wahl Ferdinands zum römischen Könige kostete nur 300 000. Wir wissen auch, daß die Fugger noch mit anderen Monarchen in Verbindung getreten sind, so mit Ludwig II. von Böhmen und Ungarn, dem letzten Jagellonen auf diesen Thronen. Als dieser 1526 sich eines Türkeneinfalles erwehren mußte, erbat er sich neuerdings die Hilfe der Fugger, um ein Heer zusammenzubringen; damals mußten die Herren etwas ihre Tasche zuknöpfen, das Anlehen fiel mager aus, dementsprechend die Zahl des Heeres gering und man kann sich des Gedankens nicht erwehren, vielleicht hätte die Schlacht bei Mohacs, die Ludwig das Leben kostete und Böhmen und Ungarn an Oesterreich brachte, einen anderen Gang genommen, wenn die Fugger tiefer in den Säckel gegriffen hätten! Freilich haben bei dem Ausgang der Schlacht noch ganz andere Faktoren mitgespielt, als die geringe Zahl und die schlechte Ausrüstung des Heeres. Wie dann später Karl V. große Pläne für Deutschland hegte und die Protestanten Mitte der vierziger Jahre zermalmen wollte, waren es die Fugger, die das Geld zu diesem Kriege hergaben, und als den Kaiser sein Schicksal erreichte, und er vor Moriz von Sachsen, krank und elend, aus Tirol nach Kärnten flüchten mußte, da war es wiederum dasselbe Haus, das mit 400 000 Dukaten dem Kaiser zu Hilfe kam und ihm dadurch aus der bittersten Not half. Bei diesen Geschäften haben die Fugger viel verdient, hauptsächlich dadurch, daß sie für diese Anlehen überaus wichtige Handelsvorrechte erhielten, so das Monopol des Bergbaues.

Was an Gold und Silber, an Kupfer und Blei in den österreichischen Landen gefunden wurde, das beuteten sie aus. Schwaz und Hall in Tirol — an letzterem Orte errichteten sie 1538 die erste Münze —, Villach in Kärnten, Mauris und Gastein im Salzburgischen, Neusohl in Ungarn, die böhmischen reichen Bergwerke, sie gehörten sozusagen den Fuggern, und mit diesem ungeheuren Besitze an Edelmetallen konnten sie den ganzen Weltmarkt in Schach halten. Doch noblesse oblige, immer mehr wurden sie von den Habsburgern in Anspruch genommen, immer größere Summen mußten sie zusehen, so daß sie sehr stattliche direkte Verluste aus ihrem Verkehre mit den Habsburgern herausrechnen konnten, man sagt acht Millionen. Besonders schlimm wurde es für sie, als Philipp II. von Spanien, der ihnen drei Millionen schuldete, 1557 seine Zahlungen einstellte. Damals drohte auch ihnen der Zusammenbruch, dem die Welfer in

Augsburg, die Hochstetter in Nürnberg, die Roth in Ulm endlich zum Opfer gefallen sind; aber die Fugger haben auch diese Krise überstanden; sie mußten nur für einige Zeit in ihren Geschäften sich einschränken.

Jakob II. war 1525 gestorben; das Erbe seines Namens übernahm sein Nefse Anton, der wohl etwas vorsichtiger und zurückhaltender als sein waghalsiger Oheim, doch sonst die Geschäfte nach dessen Traditionen fortführte. Es waren beides aber Männer, die durchaus nicht in ihrem Ziffernwerk ersticken, die Großes und Schönes gefördert haben, wie geborene Fürsten. Jakob ist es zu verdanken, daß die italienische Renaissancebaukunst Eingang nach Deutschland fand; in der Sankt Anna-Grabkapelle in Augsburg, die zur Ruhestätte der Familie bestimmt war, ließ er in diesem Stile herrliche Grabdenkmale errichten; das Fuggerhaus eben daselbst zeigte hinter der einfachen Fassade des Bürgerhauses eine unerhörte Pracht in den Innenräumen, hochberühmt waren die kostbaren Badestuben. Er zeigte aber auch Fürsorge für arme Bürger in einem Ausmaße, das das Verständnis für soziale Forderungen in jener Zeit weit übertraf: er schaffte in einem eigenen, nicht unbeträchtlich großen Stadtteile in Augsburg kleine Wohnungen für Unbemittelte. Noch jetzt mag man durch die engen Gassen dieses Viertels wandern und die niederen blumengeschmückten Häuser sich betrachten; jene Stiftung ist zu altem Zwecke bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Das Quartier hat den Namen der „Fuggerrei“ erhalten. Mit demselben Namen war bisher das protestantische Volk gewöhnt gewesen, die Geld- und, wie man meinte, Buchergeschäfte des wenig beliebten katholischen Bankhauses zu bezeichnen — nun erhielt dies Wort einen ganz anderen Klang. Der Nefse stand in Dingen der Wohltätigkeit und Kunst dem Oheim nicht nach, wenn er auch etwas wortkarg und sparsamer mit Geld und Reden durch die Welt gegangen ist nach dem Wahlsprüche: „Schweigsamkeit stehet wohl an.“ Reiche Stiftungen und die Gründung einer bedeutenden Bibliothek verschafften ihm den Beinamen: „Hort der Armen und Gelehrten“.

Uchtzehn Jahre nach jenem gefährlichen Zeitpunkte, an dem das Haus Fugger ins Schwanken geraten war, stand Herr Marcus an der Spitze des Hauses, einer der ersten großen Pferdekennner und Pferdezüchter des Jahrhunderts, der darüber auch ein dickes Buch geschrieben hat. Und dessen Reichtum beschrieb nun ein Ritter, der damals (1575) mit seinem Lehensherrn, Heinrich von Sieg-

nitz, saufend, randalierend und pumpend die Welt durchzog, Hans von Schweinichen, in folgender köstlicher Weise: „Es lud Herr Marx Fugger J. F. G. (Ihre Fürstlichen Gnaden — der Herzog von Liegnitz) einst zu Gaste. Ein dergleichen Banket ist mir bald nicht vorkommen, daß auch der Römische Kaiser nicht besser tractiren mögen und war dabei überschwengliche Pracht. Es war in einem Saale das Mal zugericht, da war mehr von Gold als Farben gesehen worden. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf einem Eise gieng. Es war ein Credenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter vergoldten Credenzen (Schalen) besetzt und mercklichen schönen Benedigschen Gläsern, welches wie man saget, weit über eine Tonne Goldes würdig sein sollte . . . Nun gab der Herr Fugger J. F. G. ein Willkommen, welches von dem schönsten Benedigschen Glas ein Schiff war, künstlichen gemacht. Wie ich es nun vom Schänktisch nehme und über den Saal gehe, hatte ich neue Schuhe an und gleite, falle mitten im Saal auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals und weil ich ein neu roth dammaßten Kleid anhatte, ward es mir gar zu Schaden. Das schöne Schiff aber gieng auch in viel Stücke. Ob nun wohl unter der Hand und männiglich ein groß Gelächter war, so ward ich doch hernach berichtet, daß der Herr Fugger gesagt, er wolle dasselbige Schiff mit 100 Gulden gelöst haben. Es war aber ohn mein Schuld, denn ich weder gessen noch getrunken hatte. Da ich aber hernach einen Rausch bekam, stund ich fester und fiel danach kein Mal, auch im Tanze nicht. Ich hielt davor, daß Gott die Pracht nicht haben wollt mit mir; denn ich ein neu Kleid angezogen und deuchte mich, ich wär der Allerstattlichste gewesen. Es führeten J. F. G. der Herr Fugger spazieren im Haus herum, welches ein gewaltiges großes Haus ist, daß der Römische Kaiser auf dem Reichstage mit dem ganzen Hofe Raum darin gehabt. Da hat der Herr Fugger J. F. G. in ein Türmlein geführt, darin hat er J. F. G. von Ketten, Kleinodien und Edelgesteinen auch von seltsamer Münz und Stücke Goldes, als Köpfe groß, einen Schatz gewiesen, daß er selber saget, es wär über eine Million Gulden wert. Hernach schloß er einen Kasten auf, der lag biß oben auß mit lauter Dukatn und Kronen. Die gab er auf 200000 Gulden an, welche er dem König von Spanien durch Wechsel geliehen. Drauf führt er J. F. G. auf dasselbige Türmlein, welches von der Spitze an bis in die Hälfte nunter mit lauter guten Thalern gedecket war. Saget, es wär ungefährlichen 27000 Thaler anlangend. Damit bewies er J. F. G. große Ehr

und beineben auch sein Macht und Vermögen. Man jaget, daß der Herr Fugger so viel hätte, daß er ein Kaisertum bezahlen möchte. Verehret mir auf den Fall einen schönen Groschen, der ungefähr 9 Gran schwer war, wegen des Falls. J. F. G. versahen sich auch eines stattlichen Geschenkes, aber damals bekamen J. F. G. nichts, als einen guten Kaufsch. Es waren J. F. G. hernach etliche Mal zu Gaste allda, und waren allezeit wohl tractiret, wie ich denn in gleichen vom Herrn Fugger eingeladen ward . . . Versaget (verlobet) die Zeit eben einem Grafen sein Tochter und jaget ihr mit zu geben, neben dem Schmuck, 200 000 Thaler in Jahr und Tag. Das mochte ein Brautschatz sein!

Wann denn in der Herbergen (in der der Herzog mit seinem Gefolge einquartiert war) täglichen viel aufgieng, daß auch J. F. G. über 1300 Thaler dem Wirt schuldig waren; ungeacht daß ich ihm allbereit 250 Thaler gegeben hatte, wollte er auch nunmehr endlichen Geld haben und war bei J. F. G. wenig vorhanden. Schickten J. F. G. mich zum Herrn Fugger und ließen ihn um 4000 Thaler zu leihen bitten. Er schlug aber Solches J. F. G. aus vielen erzählten Ursachen, sonderlichen aber wegen Leihung dem König von Spanien einer großen Summa gänzlichen ab und entschuldiget sich ganz höflichen. Des andern Tages aber schickte er seinen Hofmeister zu mir, ihn bei meinem Herrn anzusagen. Da ließ er J. F. G. 200 Kronen und ein schönen Becher von 80 Thaler verehren, neben einem Roß mit einer schwarzen Sammetdecken bedeckt, auch praesentiren, welches alles J. F. G. zu Freundschaft und großem Dank annahmen.“¹⁾

III.

Wallenstein.

Neun Jahre nach Luthers Tode ward in Deutschland der Versuch gemacht, die streitenden Parteien in einem Ausgleich zu vereinen. Siegreich hatte zuerst Kaiser Karl (1547) die protestantischen Fürsten niedergeworfen, den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen gefangen gesetzt; das war nur möglich gewesen durch die Spaltung, die in den Reihen der Protestanten selbst eingedrungen war. Aus ehrgeizigen Motiven hatte sich der Herzog Moriz von Sachsen von ihnen getrennt und sich dem Kaiser angeschlossen. Dafür war ihm an Stelle seines gefangenen Veters der sächsische

1) Denkwürdigkeiten von Hans von Schweinichen. Herausg. von Hermann Desterley. Breslau, 1878. S. 77—79.

Rurhut übertragen worden. Nun hielt es Moriz für angezeigt, von der kaiserlichen Partei wieder abzufallen und sich mit seinen Glaubensgenossen auszuföhnen. Vor ihm mußte Karl V. krank und elend in die Alpen flüchten. Die Lage der deutschen Protestanten wurde eine derart günstige, daß die Habsburger wohl oder übel mit ihnen verhandeln mußten. Der Kaiser selbst ist seiner ursprünglichen Haltung treu geblieben: nur in politischer Zwangslage hat er den Protestantismus manchmal gefördert, in seinem Herzen war er ihm stets abgeneigt geblieben, nie wollte er ihn als Machtfaktor im Reiche anerkennen. Als jetzt die Notwendigkeit an ihn herantrat, mit den Protestanten wie mit einer gleichberechtigten Partei zu verkehren, da wich Karl V. diesem ihm unleidlichen Umstande dadurch aus, daß er die Friedensverhandlungen seinem Bruder Ferdinand übertrug. Ja er ging noch weiter. Da auf die ersten Abmachungen in Passau (1552) endgültige Beschlüsse in Augsburg (1555) folgen sollten, da hat er seine Krone niedergelegt und sich in sein geliebtes Spanien zurückgezogen. In der Einsamkeit der Berge Estremaduras, im Kloster San Juste, hat er die letzten Lebensjahre zugebracht und hier 1558 seine Augen geschlossen, einer der größten Politiker, die das Haus Habsburg jemals gesehen. Er hat zuerst eine ungeheure Hausmacht mit der deutschen Kaiserkrone vereinigt, wegen der Größe dieses Besitzes dann seine Hausmacht wieder teilen müssen.

Das Erbe im Reiche trat Ferdinand I. an. Im Frieden von Augsburg versuchte er den konfessionellen Hader beizulegen. Dieser Religionsfrieden (1555) stellte vor allem den Grundsatz auf, daß in jedem Reichsgebiete der Fürst den Glauben seiner Untertanen zu bestimmen habe. Mit den knappen Worten: cuius regio, illius religio, ist dieser Satz formuliert worden. Damit bekamen die katholischen Fürsten das Recht, das neue Evangelium aus ihren Gebieten auszumerzen, ein Recht, von dem in den folgenden Jahrzehnten z. B. die Habsburger in Innerösterreich Gebrauch gemacht haben. Dasselbe Recht bekamen auch die evangelischen Fürsten, sie sind aber in der nächsten Zeit viel weniger in Gelegenheit gekommen, es auszuüben, so daß die Chroniken der Zeit voll sind von Erzählungen über die Bedrängnisse der Protestanten und damit in der nun beginnenden Gegenreformation der Katholizismus leicht den Beigeschmack unerhörter Intoleranz bekommen hat. Ausnahmen von jenem allgemeinen Grundsatz wurden für die geistlichen Gebiete gemacht; damit sollte ein Kompromiß zwischen den streitenden Parteien geschaffen werden, das beiden gleich unlieb war

und von beiden nicht förmlich anerkannt worden ist. Um nämlich die geistlichen Gebiete vor einer Besüßergreifung durch die Protestanten zu schützen, wurde bestimmt, daß jeder geistliche Fürst, der seinen Glauben änderte, damit sein geistliches Besüßtum verlieren sollte. Was tatsächlich in der Praxis dann vorgekommen ist, sollte theoretisch verhindert werden: daß es protestantische Bischöfe und Erzbischöfe geben könnte. Für diese Ausnahmsmaßregel, die natürlich der Propaganda der Protestanten einen gewaltigen Niegel vorschob, sollten letztere dadurch entschädigt werden, daß die katholischen geistlichen Fürsten angewiesen wurden, innerhalb ihres Territoriums auch Andersgläubige zu dulden. Ferner waren Bestimmungen in den Religionsfrieden aufgenommen worden, die von vorneherein bereits den Keim der Unmöglichkeit in sich trugen: es wurde festgestellt, daß keine neuen konfessionellen Veränderungen innerhalb des Reiches vor sich gehen sollten, damit sollte die Weiterausdehnung der protestantischen Partei verhindert werden; es war aber klar, daß sich die Protestanten daran nicht binden würden: jene Bestimmung betreffs der geistlichen Gebiete rechnete eben schon damit. Außerdem waren bloß die Anhänger der Augsburger Konfession in diesen Frieden aufgenommen, während die Anhänger der Schweizer (Zwingli, Kalvin) außerhalb des Gesetzes stehen blieben, etwas was sich ebenfalls als untunlich herausstellte, da die reformierte Konfession, wie sie genannt worden ist, gerade in der nächsten Zeit große Fortschritte in Deutschland gemacht hat. Das Fürstenhaus der Pfalz ist ihr Führer geworden und hat geradezu eine politische Partei im Reiche geschaffen, die in bittere Fehde vornehmlich mit den Sachsen, die streng an Luthers Lehre sich hielten, geraten ist. Dieser konfessionelle Gegensatz wurde zu einem politischen verschärft: die Sachsen hielten zum Kaiser, die Pfälzer waren seine gefährlichsten Gegner. Schon aus diesem Zwiespalte der Evangelischen heraus wurden günstigere Bedingungen für die Katholiken geschaffen, die nun tatsächlich ihrerseits mit der Wiedereroberung der verloren gegangenen Gebiete begannen: der Reformation tritt die Gegenreformation entgegen. Haß und Zank sind die Folgen dieser Dinge gewesen, die weitmaschigen Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens, die gerade in den wichtigsten Ausnahmen von den Gegnern nicht anerkannt worden sind, haben da mitgewirkt an der öffentlichen Unsicherheit; erbitterte verwandtschaftliche Kämpfe innerhalb der deutschen Fürstenfamilien — so innerhalb der Wettiner in Sachsen und Thüringen, innerhalb der Wittelsbacher in Bayern und Pfalz —

haben diese Gegensätze noch weiter verschärft. Die Lehre von dem Widerstande gegen die Obrigkeit, die die Calviner vor allem im Reiche verteidigen und verteidigen müssen, weil sie eben von der Obrigkeit nicht anerkannt werden, bringt naturgemäß diese Fürsten dazu, sich an das Ausland gegen den Kaiser und die Mitfürsten anzulehnen. Damit werden bald Frankreich und England wichtige Faktoren, gegen die sich die Habsburger auf die spanischen Verwandten stützen müssen. Nach dem Tode Karl V. war ja das Haus Habsburg in eine deutsche und eine spanische Linie zerfallen.

Ganz Europa wird dazumal durch Glaubensstreitigkeiten erfüllt, die theilich oftmals als Vorwand für den politischen Egoismus der einzelnen Fürsten dienen müssen. In England will Maria Stuart die englische Krone wieder für den Katholizismus retten, nach ihrer Hinrichtung versucht Philipp II. von Spanien dieses Werk durchzuführen, seine „unüberwindliche Armada“ zerschellt an den englischen Küsten. In den Niederlanden soll ein glaubensstarkes Volk dem Protestantismus entrißen werden, ein heldenmütiger langjähriger Kampf muß geführt werden, um das abzuwehren. In Frankreich kämpfen die Hugenotten um ihre Religionsfreiheit, die ihnen schließlich Heinrich IV. im Edikte von Nantes (1598) zuerkennen muß. Dagegen gelingt es, wie schon angedeutet, die österreichischen Erbländer der römischen Kirche wieder zu unterwerfen. Dasselbe möchten die Habsburger gerne auch in den 1526 wenigstens zum Theile gewonnenen neuen Ländern, Böhmen und Ungarn, erzielen; sie stoßen aber da auf den heftigsten Widerstand. Die Ungarn, größtenteils vom habsburgischen Szepter unabhängig, theils unter einheimischen Familien stehend, theils unter der Knechtschaft des Halbmondes seufzend, bewahren sich ihre Religionsfreiheit, während die protestantischen Böhmen den inneren Zwist im Haus Habsburg benützen und sich im Majestätsbriefe von 1609 günstige, aber ebenfalls unklare Ausnahmebestimmungen zu erringen wissen. Es ging ein Zug von Zwietracht durch die Welt, der nach einer Lösung durch die Waffen rief; schon Anfang des 17. Jahrhunderts schien die gewalttätige Politik Heinrichs IV. von Frankreich einen allgemeinen Krieg hervorzurufen zu sollen, da hat sein vorzeitiges Ende unter Mörderhand noch ein paar Jahre der Ruhe geschaffen. In Osterreich und im Reiche ist gleich darauf (von seinen Vorgängern und der Entwicklung der habsburgischen Familie wird noch an anderem Orte die Rede sein) ein ausgleichs- und friedensfreundlicher Fürst zur Regierung gekommen: Matthias, den wir

als Wiener bezeichnen dürfen. Mit leichterer Lebensauffassung, etwas kosmopolitisch angehaucht, war er mehr auf fröhliches Genießen des Daseins gerichtet, ohne sich über den Ernst des Lebens besondere Skrupel zu machen. Sein Vertrauensmann war der Bischof von Wiener-Neustadt, Rhleßl, ein kluger Diplomat, der der sanfteren Tonart seines Herrn auch in religiösen Dingen gern entgegenkam, gerade dadurch sich aber die Feindschaft der anderen Habsburger zuzog. Es war ein böser Augenblick im Leben Kaiser Matthias', als er erfahren mußte, daß seine Neffen eigenmächtig den Bischof hätten festnehmen und in Gewahrsam setzen lassen. Und charakteristisch für die Ohnmacht des Kaisers war es, daß er diesen Gewaltstreich sich gefallen lassen mußte. Matthias war kinderlos, ebenso waren es seine zahlreichen Brüder geblieben, die Erbfolge in den österreichischen Ländern und damit wohl auch die voraussichtliche Nachfolge im Reiche, gebührte nun seinem ältesten Neffen, Ferdinand von Steiermark, demselben, der mit Energie die Wiedereroberung seiner Länder für den Katholizismus durchgeführt hatte. Es war vorauszu sehen, daß er, einmal zur Regierung gekommen, in den anderen Ländern, auch im Reiche, die Protestanten energisch bekämpfen, ein Kaiser der Gegenreformation werden würde. Es wäre ganz verständlich gewesen, wenn die Protestanten sich gegen diese Nachfolge mit äußerster Kraft gewehrt hätten, und man muß sich wundern, daß einzig und allein die Stände Böhmens dazu den Mut fanden. Dafür gingen diese Herren recht tüchtig ins Zeug; sie hatten zwar Ferdinand bereits als König „angenommen“, machten aber nun Versuche, ihn wieder los zu werden. Sie knüpften zuerst ihrer konfessionellen Richtung entsprechend, mit dem benachbarten Kurfürsten von Sachsen an, der war aber nicht der Mann dazu, mit den Habsburgern sich in Gegensatz zu setzen; so wandten sie sich an die andere protestantische Partei in Deutschland, an die pfälzisch-kalvinische, und da fanden sie einen jungen ehrgeizigen Fürsten, Friedrich V. von der Pfalz, der sich bereit zeigte, das abenteuerliche Unternehmen zu beginnen. Er schien ein besonders glücklicher Kandidat zu sein, da er mit der Tochter König Jakobs I. von England vermählt war und dadurch wichtige internationale Beziehungen zur Verfügung haben mußte. Bevor noch diese Dinge ins reine gekommen waren, brach der Zwist in Böhmen los.

Unter Berufung auf den Majestätsbrief hatten die böhmischen Protestanten Kirchenbauten unternommen, die man von seiten der Wiener Regierung nicht als rechtmäßig anerkennen wollte. Die

eine der Kirchen wurde kurzweg niedergerissen, die andere sollte gesperrt werden. Dagegen erhoben sich die böhmischen Stände und um ihrer Gejinnung einen drastischen Ausdruck zu geben, beförderten sie am 23. Mai 1618 zwei kaiserliche Statthalter und den Protokollführer der Ratsversammlung aus einem Fenster der Ratsstube in den tiefen Graben, der das Gradschiner Schloß umgibt. Gleichzeitig rüsteten sie ihre Truppen und leisteten energischen Widerstand, als man von Wien aus mit bewaffneter Hand Ordnung schaffen wollte. Der Bürgerkrieg war bereits ausgebrochen, als Matthias seine Augen schloß (20. März 1619). Ferdinand wurde in den Erbländen als Herrscher anerkannt und sehr zur Überraschung der Böhmen auch im Reiche zum Kaiser gekrönt. Man hatte in Prag zumindest nicht auf eine solche rasche Wahl gerechnet und mußte es erleben, daß ziemlich gleichzeitig mit der Berufung Friedrichs V. zum König von Böhmen Ferdinand Kaiser wurde. Das war ein Mißgeschick, das nicht mehr zu ändern war, aber eine düstere Vorbedeutung für das Königtum des Pfälzers blieb. Gerade in der Gleichzeitigkeit dieser Wahlen liegt das Entscheidende: man darf behaupten, daß eine derselben, wenn sie früher geschehen oder früher bekannt geworden wäre, auf die andere Einfluß geübt hätte.

Mit Energie nahm Ferdinand II. den Kampf gegen die rebellischen Böhmen auf; ebenso entschieden war sein Freund und Vetter Maximilian, der Herzog von Bayern, zur Unterstützung bereit. Von seiner Persönlichkeit und seiner Politik wird nachstehend mehr die Rede sein. Auch die spanische Linie der Habsburger war bereit, mit den deutschen Verwandten gemeinsame Sache zu machen. Dagegen blieb Friedrich, der neue König von Böhmen, ohne wesentliche Hilfe, nur kleine deutsche Fürsten schlossen sich ihm an, wie der Hohenzoller Georg von Jägerndorf, wie Christian von Braunschweig, der Administrator des Stiftes Halberstadt, wie Graf Ernst von Mansfeld. Die großen protestantischen Herren, die Brandenburger, die Sachsen, blieben abseits stehen, vorsichtig abwartend, wie sich das Duell zwischen den beiden Königen von Böhmen, dem angenommenen und dem erwählten, gestalten würde. Auch England versagte seine Hilfe; König Jakob war eine kleinliche, knauserige Natur, überdies hatte er Pläne, die es ihm wünschenswert erscheinen ließen, die katholischen Mächte, besonders Spanien, sich nicht zu Feinden zu machen. Nur der Fürst von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, brachte dem Pfälzer zeitweise Hilfe, die aber, berechnet und eigennützig, nur sehr bedingt von Nutzen war. In

Böhmen selbst gelang es dem jungen Paare, Friedrich und Elisabeth, nicht festen Fuß zu fassen; der Sprache des Landes unkundig, in steten Geldverlegenheiten, dabei Calviner, während die Böhmen Lutheraner waren, hatten sie eine überaus schwierige Stellung. Und als es zur Entscheidung kam in der Schlacht am Weißen Berge, 8. November 1620, da versagte die pfälzisch-böhmische Armee völlig. Nachdem das pfälzische Königtum in Böhmen kaum ein Jahr gedauert hatte, ging es zu Ende, ein Winterkönigtum hat man es genannt. Mit Ausnahme weniger Städte, die längeren Widerstand leisteten, wie Pilsen oder das oberlausitzische Bautzen, fiel das ganze Land rasch in die Hände der Kaiserlichen. Friedrichs Stammland ging verloren, die Habsburger und Maximilian von Bayern teilten sich darein und auch seinen Anhängern ging es schlecht; der Landgraf von Jägerndorf verlor seinen Besitz, wurde gleich dem Pfälzer in Acht getan, sein Land erhielt der Fürst von Liechtenstein. Der größte Umschwung der Dinge erfolgte aber in Böhmen, eine gründliche katholische Reaktion griff um sich. Die lutherischen Lehren wurden ausgerottet, mit Gewalt die Anhänger durch Einquartierungen, Drangsalierungen aller Art zum Katholizismus bekehrt, die lutherischen Bücher verbrannt, mit Feuer und Schwert wurde rekatholisiert; die Güter der Anhänger Friedrichs wurden konfisziert und die kaiserlichen Generale damit belohnt. Damals erwarben die Bouquoy und die Liechtenstein reichen Besitz in Böhmen. Die Rechte der Stände wurden gewaltig beschnitten, in der „verneuernten Landesordnung“ von 1627 kam das deutlich zum Ausdruck; die Regierung wurde in der Landtagsstube allmächtig, ein Zustand, der bis zum Jahre 1848 angedauert hat. Hand in Hand ging damit eine nationale Umkehr zugunsten des Deutschen; nicht als ob die Wiener Regierung eine deutsche gewesen wäre, aber da lutherisch und tschechisch gleichbedeutend gewesen war, so mußte das Tschementum unter der Niederlage des Protestantismus leiden.

Nach der Schlacht am Weißen Berge erhielt ein kaiserlicher Oberst den Auftrag, die nordböhmischen Städte wie Saaz, Brüx, Dux vom neuen Glauben zu reinigen. Mit Erfolg entledigte er sich dieser Aufgabe. Dieser Oberst war Albrecht von Waldstein.

Er gehörte dem alten Geschlechte der Markwardite an; von einer Burg Waldstein bei Turnau führte seine Familie den Namen. Sie hatte sich in verschiedene Linien geteilt, die eine davon war die Arnauer Linie, die nicht sonderlich mit Glücksgütern gesegnet war. Ein Herr Wilhelm von Waldstein dieser Linie vermählte sich mit

Margarete von Smirich, die ihm das Gut Hermannitz bei Königshof mitbrachte. Diejem Paare wurde 1583, hundert Jahre nach Martin Luther, ein dritter Sohn geboren, der die Namen Albrecht Eusebius Wenzel erhielt. Frühzeitig starben Vater und Mutter; der junge Albrecht ward von einem Oheim, Slawata von Roschumberg, erzogen, der, wie der größte Teil der Familie, der Lehre der böhmischen Brüder anhing. Er ließ den Knaben zuerst im Städtchen Chrast bei Chrudim erziehen, schickte ihn 1597—99 auf die lutherische Akademie Goldberg in Schlesien, einer nicht sehr bedeutenden Schule, dann 1599—1600 auf die gleichfalls lutherische Hochschule Altdorf bei Nürnberg. Daß Albrecht schon damals, wie behauptet worden, Katholik gewesen sei, scheint durch den religiösen Charakter dieser Schulen widerlegt. In Altdorf führte er das wilde unbändige Leben der Studenten seiner Zeit; im Saufen und Raufen suchten sie ihr Höchstes, auch die Professoren taten da gerne mit; durch Studieren ward nicht viel Zeit verloren. Locker saß der Degen der jungen Herren in der Scheide; rasch zogen sie vom Leder; bei einem solchen nächtlichen Straßenkampfe wurde ein Nürnberger Patrizierkind getötet, dessen Blut schrie um Rache, Albrecht mußte von der Universität scheiden. Nun unternahm er in angemessener Begleitung die für die damaligen jungen Edelleute gebräuchliche Reise nach Deutschland und Italien. In Bologna und Padua hat er auch etwas Jurisprudenz getrieben; als er heimkehrte, soll er zunächst in den Dienst des Markgrafen von Burgau, dem Sohne Erzherzog Ferdinands von Tirol und der schönen Philippine Welser, als Edelknabe getreten sein. Es wird dabei erzählt, daß er eines Tages auf dem Fenster der Burg in Innsbruck eingeschlafen und im Schlaf heruntergefallen sei, ohne daß ihm etwas geschehen; aus Dank für den Schutz der Jungfrau Maria, den sie ihm offenbar bei dieser Lebensrettung habe angedeihen lassen, sei er katholisch geworden. Diese unverbürgte Nachricht eines Biographen wird wohl auch in das Gebiet jener Anekdoten zu weisen sein, die nachträglich schon in der Jugendzeit großer Männer merkwürdige Taten und ungewöhnliche Ereignisse aufspüren wollen. Sicher ist dieser Aufenthalt am Hofe des Burgauers überhaupt nicht, dagegen wissen wir aus zuverlässiger Quelle, daß er bald nach der Heimkehr aus Italien sich dem Kriegshandwerk zuwandte, in Ungarn kämpfte und endlich in die Dienste der böhmischen Stände trat; wir finden ihn am Türkenkriege beteiligt, der 1606 durch den Frieden von Szitva-Török beendet wurde. Bis

dahin stand er in enger Verbindung mit protestantischen Adligen, wie mit Karl von Bierotin, der zwei Jahre vorher Albrechts Schwester Katharina geheiratet hatte; dafür, daß er noch immer Protestant war, spricht auch, daß die böhmischen Stände kaum einem andern als einem Lutheraner ein Regiment anvertraut haben dürften. Nach dem Friedensschluß wendet er sich nach Mähren; ein anderer Oheim, der Katholik Johann von Kičan, scheint seinen Einfluß geltend gemacht zu haben, Waldstein tritt in Verbindung mit den Olmücker Jesuiten, von denen besonders P. Veit Pachta, ein sehr kluger und gewandter Mann, später Rektor des Kollegs in Brünn, stark auf ihn eingewirkt hat. Auch das Beispiel seines Freundes, Karl von Liechtenstein, der einige Jahre vorher zum Katholizismus übergetreten war, mag vorbildlich gewesen sein. Dazu dürfte die Erwägung gekommen sein, daß die Zukunft eines jungen, nicht sonderlich wohlhabenden Edelmannes bei den jüngeren Habsburgern liege und daß hier ein Lutheraner wenig Aussicht habe, Karriere zu machen. Kurz, Anfang 1607 schreibt sein Schwager Bierotin von ihm: „il va à la messe“; mehr wissen wir von seinem Übertritte nicht. Bald merken wir aber die Folgen desselben. Durch Vermittelung P. Pachtas heiratet er 1609 eine ältere Witwe, Ludmila Kefesch von Landeck, die über reichen Besitz in Mähren verfügt. Ganz anders kann Albrecht von Waldstein nun als begüterter Mann auftreten; er löst seine Beziehungen zu Böhmen und tritt als Feldoberst in den Dienst der mährischen Stände; seine Güter verwaltet er in katholischem Sinne. Er wirtschaftet nicht immer gut, wir wissen, daß er genötigt war, Meierhöfe zu verkaufen, um für seine Ausgaben aufzukommen, sein Ehrgeiz treibt ihn dazu, eine Rolle in der Welt zu spielen, und das kostet Geld. Er kann sich auch nicht von den Lasten der Zeit freihalten, besonders nicht vom schweren Trinken; er hat selbst zugestanden, daß die Gicht, die ihn bald stark zu plagen anfing, vom vielen Saufen käme.

Fünf Jahre lang dauerte seine Ehe mit Ludmila; er scheint die alternde Frau in Ehren gehalten zu haben, auch nach ihrem Tode hat er ihr ein treues Andenken bewahrt und die Leiche einige Jahre später nach Gitschin überführen lassen. Jetzt, 1614, konnte er allein über das beträchtliche Vermögen verfügen und sich mit seinen Mitteln den künftigen Lebensweg anbahnen. Noch immer dachte er an den Hofdienst, aber nicht bei Matthias, sondern bei dem voraussichtlichen Nachfolger, Erzherzog Ferdinand. Er trat mit diesem in Verbindung, und als Ferdinand in den nächsten Jahren in einen

Krieg mit Venedig verwickelt wurde, da rüstete Albrecht auf eigene Kosten ein paar hundert Reiter aus, um sie ihm zuzuführen. Auch bei der Belagerung von Gradiſca, 1616, war er beteiligt, ohne aber hier, ebenso wie in dem früheren Türkenkriege, sich besonders hervorzutun. Jedenfalls hat Erzherzog Ferdinand diesen Eifer des mährischen Adligen mit Dank bemerkt und es dürften im ungewungenen Lagerleben engere Beziehungen zwischen dem Erzherzog und Waldstein angeknüpft worden sein.

Als die Wirren in Böhmen ausbrachen, bemühten sich die böhmischen Stände angelegentlich, auch Mähren für sich zu gewinnen. Trotz der Abmahnung einsichtigerer Männer, wie Zierotin, erklärten sich die mährischen Stände bereit, den Böhmen zu helfen und erteilten ihrem Obersten Waldstein den Befehl, sein Regiment nach Böhmen zu bringen. Der Oberst gehorchte aber nicht; ohne Rücksicht auf seinen den Ständen geleisteten Treueid beschloß er, sein Regiment Ferdinand zuzuführen. Nicht das ganze folgte ihm; seinen Oberstleutnant, der Widerstand leistete, schoß er eigenhändig nieder, und mit dem treu gebliebenen Teile und der Kriegskasse der Stände erschien er in Wien. Starke Eindruck mußte diese Tat allenthalben hervorrufen; in Wien belohnte man den treuen Mann, indem man ihn zum Obersten über zwei Regimenter zu Pferd ernannte; desto schärfer urteilten seine Standesgenossen über ihn. Graf Thurn, einer der Führer im böhmischen Aufstande, schrieb von ihm: „Gott hat die hoffärtige Bestie in einen Fehltritt fallen lassen, desgleichen von einem Cavalier nicht bald erhört worden ist“.

An den folgenden Kämpfen, die in der Schlacht am Weißen Berge gipfeln, hat Waldstein, von einem schweren Gichtanfall heimgesucht, nicht teilgenommen; erst, nachdem der Krieg so gut wie beendet war, trat er in Aktion; wie wir gehört haben, durch seinen Zug nach Nordböhmen.

Eine Bemerkung über den Namen dieses Mannes. Er lautete ursprünglich Waldstein; diese Häufung der Konsonanten „ldst“ war aber den nichtdeutschen Nationen nicht bequem; die Romanen schleiften sie ab in Balstein, die Tschechen in Bal tejn, daraus ist dann Wallenstein entstanden; der General unterschrieb sich verschiedentlich mit beiden Formen, wie man in jener Zeit überhaupt für Orthographie keinen Sinn gehabt hat. Wohl ist demnach der richtige Name „Waldstein“, aber Schiller hat die andere Form zu ewigem Ruhme erhoben, sie ist uns für diesen Mann aus dem großen Geschlechte geläufig geworden; sie ist etwas für ihn Individuelles, Eigenartiges

und deshalb dürfen wir sie wählen. Es hat viele bedeutende „Waldstein“ gegeben, aber nur einen „Wallenstein“!

Um diese Zeit, als er in die Weltgeschichte eintrat, erscheint er uns als ein großer, schlanker, eleganter Mann, mit einem gelblichen, schmalen, scharfgezeichneten Antlitz, dessen scharfe Augen mit unruhigem, mißtrauischem Blick jedem in die innerste Seele zu schauen drohten; der Sitte der Zeit gemäß trug er einen Knebelbart. Er umgab sich schon damals gerne mit einem kleinen Hofstaate, liebte es Pracht zu entfalten und langsam mit Würde einherzuschreiten, wozu ihn freilich in späteren Jahren auch das Podagra zwang. Er ist dann später immer zurückhaltender, argwöhnischer geworden; stolz und unnahbar mied er den Verkehr der Welt; seine Nerven verlangten nach größter Ruhe, geringfügige Dinge, wie das Krähen eines Hahnes, empfand er als grausame Störung. Desto lebhafter war sein Innenleben, in kühnen Träumen beschäftigte er sich mit der Zukunft. Dazu bot ihm die Modewissenschaft seiner Tage Gelegenheit: die Astrologie; frühzeitig schon gab er acht auf der Sterne Lauf, und liebte es aus ihnen auf die Zukunft zu schließen, seine kühnen ehrgeizigen Gedanken von ihnen gutheißen zu lassen. Auch wissenschaftlich gebildete Astronomen wiesen es nicht von sich, diese Mode zu unterstützen, denn die Saläre der Gelehrten waren klein und sie lebten oft nur von dem „närrischen Töchterlein“ der großen Wissenschaft. Sie konnten aber diese Torheit, die aus dem Stande der großen Planeten zu einer bestimmten Stunde, am besten bei der Stunde der Geburt, das Schicksal und den Charakter des Menschen ergründen wollte, zu höherer Stufe heben, wenn sie auch etwas Kenntniß und Beobachtung der Menschen dazu nahmen. So hat uns der gelehrte Kepler ein interessantes Horoskop aus dem Jahre 1608 über Wallenstein hinterlassen, aus einer Zeit, in der also von Berühmtheit des Mannes noch keine Rede sein konnte. Da in der Geburtsstunde Wallensteins Saturn und Jupiter Regenten waren, so urteilte der Astrolog: „Saturn macht müßige melancholische Gedanken, Verachtung menschlicher Gebote, Sitten und Religion, macht alles argwöhnisch und verdächtig, was Gott und die Menschen handeln, als wenn es lauter Betrug wäre. So wird er auch unbarmherzig, ohne brüderliche und eheliche Liebe, geizig, betrügerisch, ungleich, im Verkehr meist still, schweigend und Streitbar sein. Mit reifem Alter wird seine ungewöhnliche Natur zu hohen Sachen fähig werden. Großer Ehrendurst und Streben nach zeitlichen Dignitäten und Macht wird ihn auszeichnen.“

Wie mußten solche Vorherjagungen den außs Große gerichteten skrupellosen Sinn des Mannes aufstacheln zu hohen Wünschen!

Zu dem Zusammenbruche, der nach der Schlacht am Weißen Berge über Böhmen kam, hat Wallenstein trefflich für sich zu sorgen verstanden; die konfiszierten Güter wurden meist um einen Spottpreis verschleudert, er hat da möglichst viel an sich gerissen, schlecht oder gar nicht gezahlt. Sehr wenig ehrenhaft hat er sich auch seinen Verwandten gegenüber benommen, besonders die Smirichyschen Erben schnöde um ihr Erbteil gebracht. Hypotheken, die auf erworbenen Gütern lasteten, zu zahlen, fiel ihm gar nicht ein. Überdies ist er an einer sehr einträglichem Geldspekulation damals beteiligt gewesen. Ein häufiges Mittel der Fürsten, sich Geld zu verschaffen, war die Münzverschlechterung, wir wissen es bereits. Eine solche Manipulation wurde auch dazumal in Böhmen vorgenommen; ein Konsortium von Aristokraten und Geldmännern hatte sie durchzuführen. Es bekam die Mark reinen Silbers vom Staate um 32 Gulden verkauft und erhielt das Recht, daraus 79 Gulden zu prägen, eine Erlaubnis, die die Herren noch namhaft überschritten haben. Da die Kosten der Prägung sich bei einer Mark auf fünf Gulden beliefen und sie schon im ersten Jahre vierzig Millionen Gulden prägten, erhellt daraus, was für ein gutes Geschäft das für jene Unternehmer gewesen ist. Schließlich mußte die Regierung diese Münze übernehmen und sie auf $\frac{1}{6}$ des ursprünglichen Wertes herabzusetzen, um ihrem tatsächlichen Werte nahezukommen. Sehr förderlich war es für Wallenstein, daß sein Freund Diechtenstein Statthalter von Böhmen geworden war; neben ihm bekleidete er den Posten eines Oberkommandierenden des Landes. Da konnte es ihm nicht schwer sein, überall seine Wünsche durchzusetzen und für alles ungestraft zu bleiben. Er hat jetzt und später für nahezu sieben Millionen Gulden Güter gekauft, viele davon freilich wieder verkauft; er hat seine Käufe mit Vorliebe so gewählt, um einen großen abgerundeten Besitz zu erhalten; abgelegene Güter hat er abgestoßen. Nicht weniger als acht Städte umfaßte dieser Güterkomplex: Mida, Friedland, Gitschin, Leipa, Münchengrätz, Reichenberg, Turnau, Weißwasser. Von Friedland, der nördlichst gelegenen Besizung, nahm er den Namen, als sein Besitz 1623 zum Reichsfürstentum erhoben wurde; damit kam er Diechtenstein gleich, der ja Fürst von Jägerndorf geworden war. Eine gewaltige Staffel hatte Wallenstein erreicht, aber nun wuchs sein Ehrgeiz: zu einem mächtigen Reichsfürsten wollte er sich erheben lassen und allgemein anerkannt

sollten sein Titel und seine Würde sein. Er hat auch in den nächsten Jahren sich sehr um passende Vermehrung seines Besitzes bemüht; er hat sich die schlesischen Fürstentümer Sagan und Großglogau verschreiben und sich 1628 mit Mecklenburg belehnen lassen, dessen Herzöge wegen ihrer Bundesgenossenschaft mit Dänemark in die Reichsacht erklärt worden waren, er soll an die Erwerbung der Laußitz gedacht haben, und hat auch nach Italien seine Blicke gerichtet, um dort festen Fuß zu fassen.

Als Landesherr seines Herzogtums Friedland tat er alles, um seinen Untertanen wissen zu lassen, daß ihr Fürst und Lehensherr nicht etwa Ferdinand, sondern Albrecht heiße. Reichsunmittelbar, so selbständig als möglich, wollte er bleiben. Er hat die Münzhoheit ausgeübt, ein oberstes Gericht eingesetzt, Hofkanzlei und Hofkammer eingerichtet, Gerhard von Taxis zu seinem Landeshauptmann ernannt, er hat verfügt, daß in seinem Gebiete nur deutsch geantet werde, „auch müßt ihr zu der Kanzlei einen deutschen Sekretarius haben, dieweil ich nicht will, daß bei der Kanzlei was böhmisch sollte traktiert werden“. Gitschin betrachtete er als Hauptstadt seines Reiches; durch schöne Bauten hat er die Stadt ausgezeichnet, er wollte sie zum Bistum und zur Universität machen; in der benachbarten Kartause Walditz sollte die Begräbnisstätte seines Geschlechts sein. Unermüdllich sorgte er für die Bewirtschaftung seiner Domänen, für das Wohl der Untertanen; aus seinen Kornkammern, seinen Tuchmacherhäusern, seinen Waffenfabriken hat er später seine Soldaten versorgt, damit einen doppelten Zweck erfüllend, die Armee zu sichern und seine Produkte anzubringen. Daneben konnte er auch schroff gegen seine Landeskinder vorgehen — beispielsweise so gegen die Reichenberger Brauzunft —, wenn er das in seinem Interesse gelegen hielt. In gleicher Weise hat er sich in den wenigen Jahren, da er Mecklenburg zu verwalten hatte, als Administrator bewährt.

Auch in Prag hat er dafür gesorgt, daß Prachtbauten mit seinem Namen verknüpft wurden; auf dem Territorium einer kleinen Stadt ließ er dort einen herrlichen Palast erbauen und einen großen Park aufführen. Eine köstliche Terrasse, mit Bildern vom trojanischen Kriege im Kostüme des 17. Jahrhunderts geschmückt, diente ihm als Sommer Speisesaal und für seine großen Festlichkeiten ließ er einen durch zwei Stockwerke reichenden Prachtsaal errichten, der einem Kaiser hätte taugen mögen. Noch jetzt bewundert der Fremde, der in Prag weilt, den Palast des Friedländers, in dem dieser mit einem Gefolge von 900 Personen und mit etwa tausend Pferden hauste.

Der erste Teil des großen Krieges war beendet; der Pfälzer hatte flüchtigen Fußes den deutschen Boden verlassen und ein Asyl in England gefunden; der Siebenbürger Fürst hatte längst seinen Frieden gemacht; der Jägerndorfer war gleichfalls heimatlos; dem Mansfelder, verfolgt und unsterblich, war bestimmt wie ein Held in Sarajewo stehend zu sterben; dem Halberstädter blieb nur mehr das Bild der heißgeliebten, schönen Königin Elisabeth von Böhmen. Frankreich hatte noch nicht die Pläne Heinrichs IV. wieder aufgenommen; eben erst kam dort der Mann zur Macht, der dies einige Jahre später tun sollte, Richelieu. Da griff ein ehrgeiziger Fürst des Nordens, Christian IV. von Dänemark, ein, um die Gelegenheit zu benützen, an der Ostsee festen Fuß zu fassen und damit den schwedischen Rivalen für alle Zeiten zu überflügeln. Längst schon hatte es der Kaiser bitter empfunden, daß er auf kein eigentliches kaiserliches Heer sich stützen konnte, daß das Heer der katholischen Fürstenpartei, der Liga, ein bayerisches Heer genannt werden konnte und in Deutschland allmächtig war. Sollte Bayern jetzt ganz allein die Verteidigung Deutschlands gegen Dänemark überlassen bleiben? Aber woher ein Heer nehmen und es zahlen, bei den schlechten Finanzen Oesterreichs? Da trat Wallenstein in die Breiße und damit beginnt seine welthistorische Stellung.

Der Krieg war dazumal ein Handwerk. Gewöhnlich wurde ein Heer, jagen wir in des Kaisers Namen, so zusammengebracht, daß ein paar Oberste Patente erhielten, in verschiedenen Gegenden des Reiches werben zu dürfen. An bestimmten Tagen wurden die Werbepreise aufgestellt und jeder, der wollte, wurde in Handschlag genommen und bekam ein Handgeld. In Fähnlein oder Rotten zu 300 Mann zu Fuß und 100 Mann zu Pferd wurden die Leute eingeteilt; jeder kam in beliebiger Tracht und brachte seine eigenen Waffen mit. Dann bestellte der Oberst seinen Leutnant, die Hauptleute und deren Stellvertreter, zeigte die Musterrolle vor und die Sache war fertig. Es war des Kaisers Armee, der nach den Musterrollen den Sold zu zahlen hatte; lief ein Soldat davon, starb er, so wurde doch für ihn weiter gezahlt, das war der Vorteil des Obersten oder des Hauptmanns. Solche nur in den Musterrollen vorkommende Söldner wurden Passivolanten oder Blinde genannt; eine bestimmte Anzahl solcher Blinder war gewohnheitsmäßig gestattet, bei der Musterung antworteten für sie tageweise dafür gemietete Leute oder sie wurden als krank gemeldet. Bei Erstürmung einer Stadt hatte jeder Offizier und Gemeine seinen Anteil an der Beute. Eine solche Armee

war schwer zusammenzuhalten, besonders wenn einmal der Sold ausblieb, was wohl öfters vorkam; es war ein überaus kostbares Material für den Kriegsherrn, da jeder Tote seine Kraft minderte und dabei seinen Säckel belastete; so hütete man die Menschenleben sorgsam und wagte ungern eine größere Schlacht; lieber berannte man einen Platz, da sich der Sturm gewöhnlich selbst bezahlt machte. Dann das Soldatenmaterial! Von theoretisch ausgebildeten Offizieren und Gemeinen, von richtigem Drill, von Ubrichtung war keine Rede. Leute, die sonst nichts anderes werden, die dem sicheren Galgen nur so lange entgehen konnten, drängten sich herbei, nahmen das Handgeld, schworen Treue, um vielleicht in der nächsten Nacht davonzulaufen und wo anders aufs neue dasselbe zu versuchen. Eine Kriegsmoral, die ethische Empfindung der Treue, kannte man nicht. Alle Nationen und Konfessionen dienten durcheinander, Kroaten, Wallonen, Schweizer, Deutsche; Katholiken, Lutheraner, Calviner; sie dienten heut dem und morgen jenem. Ihr Sprüchlein lautete:

Gewissen hin, Gewissen her,
 Ich acht' vielmehr die zeitlich' Ehr',
 Dien' nicht um Glauben, dien' um Geld,
 Gott geb', wie es geh' in jener Welt!

Besonders beliebt waren von alters her die Schweizer „Meisläufer“; Jahr um Jahr sandte die Schweiz ihre überschüssigen Männer, die in der Heimat kein Fortkommen finden konnten, als Söldlinge in die Fremde. Ein gewaltiger Troß folgte dem eigentlichen Heere; fast jeder Mann nahm sein Weib mit — es mußte ihm nicht angetraut sein — zum Kochen und Waschen und zur Pflege; sein Bub mußte auch dabei sein, ihm die Waffe zu tragen, allerhand Dienste für ihn zu verrichten, wenn's not tat auch zu stehlen. Dann noch das Gefolge der Krämer, Marktender, Spieler, Dirnen — ein vielgestaltiges, schwer zu bewegendes, noch schwerer zu behandelndes Ganze war solch ein Heer. Nun kam Wallenstein und organisierte es in eigener Regie — man gestatte den Ausdruck. Er selbst trieb es zusammen, bezahlte, unterhielt es, sorgte für dasselbe, versah es mit Korn, Tuch, Waffen, Wein. Er hielt auf strenge Zucht im Lager, auf unbedingten Gehorsam der Offiziere, sorgte für Nahrung und Unterhalt, für eine größere Gemeinsamkeit der Tracht, er ist der Organisator, der Stifter der modernen Armee geworden. Er wußte große Mengen zusammenzuhalten: sein erstes Heer zählte samt dem Troße etwa hunderttausend Mann, für jene Zeit eine

Riesenanzahl. Bald sprach's sich herum, wie gut man es beim Wallensteiner habe, nicht als kaiserliches Heer, sondern als Soldaten Wallensteins fühlten sich die Leute.

Mit dieser Armee ist nun Wallenstein 1625 aufgebrochen; hat zuerst den Mansfelder vor sich hingejagt, später Mecklenburg erobert, Stralsund belagert. Große Pläne faßte er für seinen Herrn und Kaiser; eine Schiffsmacht sollte für diesen gegründet werden, den Titel eines „Generals der ganzen kaiserlichen Schiffszamada zu Meer, wie auch des ozeanischen und baltischen Meeres General“ ließ er sich verleihen.

Auch die Liga war glücklich in ihren Kämpfen; sie besiegte den Dänenkönig entscheidend, er mußte auf seine ehrgeizigen Pläne verzichten und war froh, den Frieden von Lübeck schließen zu können. Wallensteins Unternehmen auf Stralsund gelang allerdings nicht; diese Stadt wurde von Gustav Adolf von Schweden genügend unterstützt, um Widerstand leisten zu können. Immerhin war die Macht des Kaisers und der katholischen Partei 1629 groß genug, um einen wichtigen Schritt wagen zu lassen. Die Union der protestantischen Fürsten und Städte war zer Sprengt, man dachte nun in Wien daran, den Augsburger Religionsfrieden wirklich durchzuführen, jene Bestimmung, die den Protestanten damals eine weitere Ausbreitung verboten hatte, zur Wahrheit zu machen. Es wurde das Restitutionsedikt verlautbart, das die Rückgabe der seit 1555 dem katholischen Besitze entfremdeten Güter forderte. Das war der schwerste Schlag, der damals gegen den neuen Glauben geführt werden konnte; selbst am kaiserlichen Hofe wurden Stimmen laut, die vor der Tragweite dieses Schrittes warnten; Wallenstein hatte gleichfalls davon abgeraten; es hätte aber dem Kaiser eine Pflichtverletzung gedeucht, wenn er diese unzweifelhaft günstige Konjunktur für die katholische Religion nicht ausgenützt hätte. Um das zu verstehen, muß man des Kaisers Charakter betrachten.

Man hält gerne Ferdinand II. für einen blindwütigen Fanatiker. Er war das nicht; er war ein leutseliger, gutmütiger, schwacher Mann, der in Finanzsachen nicht hauszuhalten verstand und seine Günstlinge mit Gold und Gütern überhäufte, der infolge von Charakteranlage und Erziehung sehr einseitig gewesen ist. Er hielt es für seine allererste Pflicht, den katholischen Glauben zu fördern und ihm jeden Atemzug seines Lebens, jede Minute seiner Regierung zu weihen. Er ist tiefgläubig gewesen; ging jeden Tag zur Messe, hörte am Sonntag mehrere Predigten, machte Prozessionen, Wall-

jahrten, Bußübungen getreulichst mit; widmete jeden Tag über eine Stunde der Gewissensforschung, war ganz dem Einflusse geistlicher Männer unterworfen, wie des Jesuiten P. Lamormain, bei denen er in den zahlreichen Fällen, wo er über seine Gedanken, seine Handlungen Skrupel hatte, sich Rat und Erleuchtung holte. Einem solchen Manne mußte nun jede Rücksichtnahme auf weltliche Dinge, auf Forderungen der hohen Politik, wie es seine Vorgänger Karl V. und Ferdinand I. so oft getan hatten, als durchaus verwerflich und untunlich erscheinen. Und was da doch während seiner Regierung geschehen ist, das war gewiß auf direkte Einflußnahme der vorerwähnten Ratgeber zurückzuführen, nicht auf seinen freien Willen. Bezeichnend ist sein Ausspruch gewesen, lieber wollte er betteln gehen, als dulden, daß der katholischen Religion Eintrag geschehe. Aus dieser Überzeugung heraus hatte er die Gegenreformation in der Steiermark mit grausamer Energie durchgeführt und aus dieser Überzeugung heraus erließ er jetzt das Restitutionsedikt.

Man wird diese Entschlossenheit und Einseitigkeit seines Charakters ganz gut verstehen können, ohne sie vom politischen Standpunkte billigen zu müssen. Das „ius reformandi“, wie es die deutschen protestantischen Fürsten zuerst so oft, die katholischen erst viel später und seltener ausgeübt haben, jetzt noch im Reiche energisch durchzuführen, war durchaus unangebracht, ja unmöglich. Dazu war die Kraft der einzelnen Fürsten zu sehr gewachsen, die Macht des Kaisers schon zu gering geworden. Plötzlich sahen sich da die deutschen Fürsten einem Kaiser gegenüber, der wirklich tat, als ob er der Herr wäre, sie aber nur seine Vasallen. So wie die Verfassung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation hätte sein sollen, wie sie aber in Wirklichkeit nie gewesen war, so wollte Ferdinand vorgehen. Dem Pfälzer, dem Jägerndorfer, den Mecklenburgern hatte er ihre Länder genommen, sie nach eigenem Gutdünken weiter verliehen, nun forderte er eine neue Umwälzung des Besitzes in Deutschland. Wohin kam dann die „Libertät“ des Reiches, die Macht des einzelnen Fürsten? Besonders gefährlich wurde die Haltung des Kaisers dadurch, daß er sich auf ein mächtiges Heer stützen konnte, geführt von einem skrupellosen Manne wie Wallenstein, dem man damals das Schlimmste im Dienste des Kaisers zutraute. Hatte dieser Mann doch schon mit rücksichtsloser Energie in Freundes- und Feindesland, ohne sich um katholisch und protestantisch zu kümmern, gehaust und gebrandschatzt. In Wagenladungen schier kamen die Proteste und Notschreie her durch die

Wallensteinischen Requisitionen betroffenen Fürsten und Städte an des Kaisers Hof. Daß die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser nun stärker denn je auftreten mußten, war begreiflich, aber auch die Katholiken begannen sich sehr unbehaglich zu fühlen. Sie fürchteten, einen mächtigen Kaiser zu bekommen, der vielleicht auch einmal gegen ihre Souveränitätsrechte vorgehen könnte, sie fürchteten noch mehr die Kraft und die Ungebühr seines Feldherrn. Und so geht jetzt der Kampf gegen Wallenstein ebenso sehr von den katholischen wie von den protestantischen Fürsten aus. Das wird auch durch persönliche Umstände erklärt. Von den vornehmsten protestantischen Führern war der Pfälzer unschädlich geworden, der Sachse, Johann Georg I., ein wenig gefährlicher Fürst, der höchstens rein eigennützige Vorteile erreichen wollte (das ist ihm bald durch die Erwerbung der Lausitzen gelungen), der Brandenburger, Georg Wilhelm, ein haltloser unentschlossener Mann, der überdies ganz unter dem Einflusse seines katholischen und dem Kaiser geneigten Ministers von Schwarzenberg stand. Weitauß überragte alle diese Männer der Herzog, jetzt Kurfürst von Bayern, Maximilian, er ist die Seele des Regensburger Konvents gewesen, der vom Kaiser geradezu als Preis für eine weitere Unterstützung der kaiserlichen Sache die Entlassung Wallensteins verlangte. Und Ferdinand, an dessen Hofe sich bereits gewichtige Stimmen gegen den anspruchsvoll und übermütig sich gebärdenden General geltend gemacht hatten, hat wohl keine Ahnung gehabt von dem verhängnisvollen Fehler, den er jetzt tun sollte. Nur von der Erwägung ausgehend, daß er damit die Unterstützung der Fürsten bei der Durchführung des Restitutionsediktes gewänne, hat er in die Entlassung Wallensteins gewilligt.

Wie groß der Haß in den fürstlichen Kreisen damals schon gegen diesen Mann gewesen ist, zeigt ein Schreiben der Äbtissin des Klosters Buchau am Federsee in Schwaben, also einer Katholikin, an den erzogzoglichen Statthalter in Tirol, in welchem sie direkt die Ermordung Wallensteins als etwas Christliches und Nützliches verlangt.

Es war ein unglücklicher Augenblick, in dem Wallenstein als simpler Herzog von Friedland in den Ruhestand trat; wenige Wochen vorher war König Gustav Adolf von Schweden mit einem kampfbereiten Heere an der deutschen Küste gelandet, um zu versuchen, was dem dänischen Rivalen mißlungen war. In jahrelangen Kämpfen mit Polen, wo ebenfalls die Wasas herrschten, hatte

Schweden seine Armee gestählt; kriegskundige Generale waren emporgekommen und tüchtig und ehrgeizig war ihr König. Mit Polen war durch französische Vermittelung ein Stillstand zustande gekommen; nachdem es bereits geglückt war, durch die Eroberung polnischer Provinzen an der Ostsee festen Fuß zu fassen, sollte dieser Versuch jetzt an der deutschen Küste wiederholt und der schwedische Ring an der Ostsee geschlossen, das dominium maris baltici für Schweden gewonnen werden, zugleich aber, um dasselbe halten und schützen zu können, ein Stück deutsches Land als Hinterland und Stützpunkt für die schwedische Seemacht. Besonders an der Nordsee sollten auch Häfen erobert werden, um der dänischen Einschnürung zu entgehen. Man vergesse nicht, daß ja damals Norwegen und Südschweden, die Provinz Schonen, noch dänisch waren. Die Verträge, die Gustav Adolf alsbald nach seiner Ankunft in Deutschland mit einzelnen deutschen Fürsten, z. B. mit den Welfen abschloß, deuten klar darauf hin, daß es ihm auch um Ländererwerb zu tun war. Daß die Unterstützung der protestantischen Religion gleichfalls in seiner Politik eine Rolle gespielt hat, das ist sicher, aber es war gewiß nicht die alleinige.

Die deutschen Fürsten haben ihn wenig begeistert aufgenommen; man wird das von der brandenburgischen und sächsischen Politik begreiflich finden; aber auch die kleineren Fürsten, die am meisten zu leiden gehabt hätten unter einer katholischen Reaktion, zeigten sich ablehnend und unfreundlich; sie trauten offenbar dem fremden Gast nicht und hatten keine Lust, für eine schwedische Militärmonarchie auf deutschem Boden einzutreten. Ohne die erhoffte Hilfe der Deutschen muß Gustav Adolf seine Stellung behaupten; bald findet er Unterstützung durch französisches Geld und französischen Einfluß. Richelieu hat gegen die spanische Macht in Italien und in der Schweiz 1628 losgeschlagen und wird nun die Politik Heinrichs IV. auch in Deutschland fortsetzen.

Der Schwedenkönig kann Pommern, Mecklenburg erobern; er dringt in das Herz Deutschlands vor, erhält vom Brandenburger als festen Platz Spandau eingeräumt; angesichts des schwedischen Heeres kann sich Georg Wilhelm dieser Forderung nicht entziehen. Sachsen sträubt sich noch; erst durch die Erstürmung Magdeburgs durch Tilly und dessen brandschöpfenden Zug in die sächsischen Lande wird es dazu gebracht, sich Gustav Adolf anzuschließen. Am 17. September 1631 schlägt dieser das katholische Heer unter Tilly bis zur Vernichtung bei Breitenfeld, in der Nähe von Leipzig.

Von da wendet er sich durch Thüringen, die Wetterau an den Rhein und nimmt dort Winterquartiere. Nun erfolgt der Umschwung der Verhältnisse, der Wallenstein wieder an die Bildfläche bringt.

Mit den lebhaftesten Ausdrücken des Wohlwollens und der Gnade hatte der Kaiser ihn ziehen lassen; ihm auch für Mecklenburg, das ihm die Fürsten nicht gegönnt, Entschädigung in Aussicht gestellt. Anscheinend ruhig, im Innersten aber tief gekränkt und grollend, hatte der General seinen Abschied entgegengenommen. Er mochte wohl im Herzen fühlen, daß seine Rolle noch nicht ausgespielt war. Auf das vorsichtigste hatte er seine Lebensbahn geebnet: in einer zweiten Ehe mit der Gräfin Isabella Harrach Anschluß an eine bedeutende Familie gefunden, deren Haupt eben in Wien viel galt. Enge Freundschaft verband ihn mit dem Fürsten von Eggenberg, der gleichfalls in hoher Gunst bei Kaiser Ferdinand stand. Auch mit den Jesuiten hatte er sich wohl verhalten, ihnen reiche Schenkungen zuteil werden lassen, sie auf seinen Gütern bevorzugt. Er war sich wohl bewußt, bedeutend zu des Kaisers machtvoller Stellung im Jahre 1629 beigetragen zu haben; viel Geld hatte er ihm vorgestreckt, sehr billig die Armee unterhalten. Und trotzdem war er in dem Augenblicke entlassen worden, wo der Kaiser dadurch andere Vorteile zu erwerben gedachte. Er mußte sich sagen, daß von diesem Monarchen wenig zu hoffen sei, daß man auf dessen Treue nicht bauen dürfe, daß es gut sein werde, sich ein künftiges Mal größere Sicherheit und besseren Rückhalt zu verschaffen. Er hat jetzt und später seiner geringen Meinung über den Kaiser wiederholt Ausdruck verliehen: der Kaiser achte mehr auf der Pfaffen Geschwäg, als auf die Konservation seiner kaiserlichen Reputation; der Kaiser sei zwar ein frommer Herr, er lasse sich aber von jedwem Pfaffen und Bärenhäuter anführen und verleiten!

Des Kaisers Dienst hatte er verlassen; als einfacher Reichsfürst kehrte er zurück in seine Residenzen Gitschin oder Prag. Wie ein Reichsfürst hat er sich dann benommen, nicht wie ein Diener des Kaisers, als im Anschlusse an den Sieg bei Breitenfeld die Sachsen unter Arnim in Böhmen einrückten und Prag einnahmen. Er ist mit ihnen in Verkehr getreten; man weiß, daß Gustav Adolf an ihn geschrieben hat; auch die böhmischen Exulanten, die seit der Katastrophe Friedrichs von der Pfalz ihre Heimat hatten verlassen müssen und die von Heimkehr, von Rache an dem Habsburger, von einem nationalen Königreich Böhmen träumten, richteten ihre Blicke auf ihn. Sie hatten noch genug Freunde, die im Lande zurückge-

blieben waren. Es wäre aber müßig, zu glauben, daß damals schon Wallenstein irgendeine engere Anknüpfung mit des Kaisers Feinden gesucht hätte. Am sympathischsten war ihm jedenfalls Sachsen; mit dessen General Arnim hatte er schon früher verkehrt; auch die politische Haltung Johann Georgs war ihm genehm. Dieser hatte, bevor er sich an Schweden hatte anschließen müssen, daran gedacht, eine dritte Partei, eine Friedenspartei, in Deutschland zu gründen. Und das war im Grunde auch das, was der Friedländer sich wünschte: vermittelnd auftreten zu können, die Nichtdeutschen aus Deutschland herauszudrängen und dabei sich eine große Stellung zu schaffen. Auf welchem Lande, auf welcher Würde diese basieren sollte, das weiß man nicht und wird es nie wissen, denn nie hat der Friedländer andere in seiner Seele lesen lassen. Gerechten Argwohn hegte er gegen Gustav Adolf, in dem er einen gefährlichen Rivalen merkte und mit dem er nichts zu tun haben wollte: „es können nicht zwei Hahnen auf einem Niste sein“, meinte er einst.

Nach dem Zusammenbruche des ligistischen Heeres bei Breitenfeld, nach dem Siegeszuge des Schweden durch Deutschland, nach der Einnahme Böhmens durch die Sachsen, war aber die kaiserliche und katholische Sache in arge Bedrängnis geraten. Binnen zwei Jahren war alles anders geworden, die deutschen Protestanten standen unter schwedischer und französischer Hilfe mächtig da, die Katholiken hatten ihr Heer verloren, von dem Restitutionsedikt durfte im Augenblicke keine Rede sein: der einzige Mann, der retten konnte, dadurch daß er wieder ein Heer hervorzauberte und es anführte, war Wallenstein. Ihn zurückzurufen rieten in Wien Jesuiten und Spanier, rieten die deutschen Ratgeber des Kaisers; auch Maximilian von Bayern konnte sich diesem Zwange nicht entziehen. Ebenso gefügig wie Ferdinand Wallenstein entlassen hatte, holte er ihn zurück. Nur daß Wallenstein jetzt sehr spröde tat und zuerst nichts davon wissen wollte, seine Abgeschiedenheit wieder aufzugeben. Man wird dieses Baudern richtig verstehen müssen: er wollte Sicherheit und Rückhalt haben, er wollte sich nicht noch einmal der Gefahr aussetzen, beiseite geschoben zu werden. So war er zuerst sehr zurückhaltend, erklärte sich über vieles Drängen höchstens dazu bereit, das Heer zu werben, und als der Zauber seines Namens wieder wirkte und binnen kurzem Tausende und Tausende unter seine Fahnen strömten, da kostete es die höchste Anstrengung, um ihn dazu zu bringen, das Heer auch zu befehligen. Wiederholten persönlichen Bemühungen seines Freundes Eggenberg gelang es endlich.

In dem Vertrage von Göllersdorf — April 1632 — sind die Bedingungen festgelegt worden, unter denen Wallenstein das Oberkommando des Heeres wieder übernahm. Sie gaben ihm unbeschränkte Gewalt über das Heer, mit dem Rechte der Ernennung der Offiziere bis zum General hinauf, das unbedingte Straf- und Gnadenrecht, das Recht Kontributionen nach Gutdünken zu verhängen, mit den Feinden nach Belieben Verhandlungen anzuknüpfen. Große Bezahlung ward für den Generalissimus ausbedungen und Entschädigung durch einen Landbesitz. Über sein Heer durfte er unumchränkt verfügen, es sollte nicht geschwächt werden dürfen, kein zweites Kaiserliches Heer sollte in Deutschland an seine Seite treten. Nicht mehr der Kaiser war Herr des Heeres, sondern der General, nicht mehr der Kaiser hatte über Krieg und Frieden zu entscheiden, sondern Wallenstein; selbst in der Behandlung der religiösen Fragen waren ihm Sonderrechte zugestanden worden. Ein Zeitgenosse, der Herzog von Lauenburg, urtheilt: „ich getröste mich, daß der General *ipso* so viel ist, als der Kaiser selber.“ Wir besitzen freilich nur den Entwurf dieses Vertrags, kein Original; wir wissen nicht, ob letzteres je bestanden hat, oder ob es später vom Wiener Hofe vertilgt worden ist, wir wissen nicht, ob es den Namenszug Wallensteins getragen hat, ob es beschworen worden ist; aber die Verhältnisse und die folgenden Handlungen machen den Inhalt des Entwurfs glaubwürdig, wie auch Berichte fremder Gesandten seine Richtigkeit bestätigen. Das war ein Vertrag, den die kaiserliche Diplomatie in der höchsten Not eingehen konnte, der aber unmöglich durchzuführen war, sollte die Autorität des Kaisers nicht angetastet werden, sollte die Macht des Generalissimus nicht übergewaltig emporwachsen. Es gab da nur zweierlei: entweder der Herzog von Friedland beschied sich und gehorsamte ohne Rücksicht auf die ihm zugestandene Machtvollkommenheit den Anordnungen des Kaisers, oder letzterer mußte so bald als möglich den Vertrag illusorisch machen, indem er den General zur Unterwürfigkeit zwang oder ihn sonst unschädlich machte. Wallenstein hat das erstere nicht getan; er wollte die gewonnene Macht nicht aus der Hand geben, sondern sie gegen jeden, im Nothfall auch gegen den Kaiser selbst durchsetzen; so blieb nichts anderes zu erwarten, als der Konflikt mit dem Wiener Hofe.

Zunächst freilich in den Flitterwochen der neuen Verbindung deckten sich die Interessen der beiden Machthaber. Wallenstein mußte sich erst wieder in Respekt bei seinen Gegnern setzen; solange Gustav

Adolf auf deutschem Boden weilte, war überhaupt für seine kühnen Pläne nichts zu hoffen. So schlug er energisch auf den Feind los; die Sachsen wurden aus Böhmen hinausgetrieben, Prag leicht erobert. Währenddem war der Schwede vom Rhein nach Bayern zurückgekommen, hatte den sich ihm entgegenstellenden Tilly am Lech völlig geschlagen; der ligistische Feldherr war an den Folgen einer in dieser Schlacht erhaltenen Wunde gestorben. Darauf nahm Gustav Adolf München ein und belagerte den bairischen Kurfürsten in Ingolstadt. Wallenstein erlebte den Triumph, daß Maximilian selbst ihn zur Hilfe ins Land rief. Er folgte dem Rufe. Gustav Adolf gab die Belagerung auf und stellte sich dem Gegner; in der Nähe von Nürnberg, bei Fürth, bezogen die beiden befestigte Lager. Wer auf der „alten Beste“ bei Fürth steht, übersieht die reizende Gegend, in der in heißen Sommerwochen damals gekämpft wurde. Zur offenen Feldschlacht ließ sich Wallenstein nicht zwingen; Angriffe auf sein wohlverchanztes Lager mißrieten, so mußte Gustav Adolf aus Mangel an Lebensmitteln endlich abziehen. Mit Recht konnte der kaiserliche General ihm höhnisch nachsagen, der König habe sich bei dieser Impresa gewaltig die Hörner abgestoßen. Nach dem Abzuge der Schweden rückte Wallenstein gegen das wehrlose Sachsen los, dessen Armee nach Schlesien abgezogen war. Er brandschatzte die sächsischen Lande auf das furchtbarste; klar mußte ihrem Fürsten es gemacht werden, was für ein rachsüchtiger, gefährlicher Feind der Friedländer sei und wie es das klügste wäre, mit ihm sich zu vertragen. Aber anstatt Friedensanträge zu stellen, riefen Johann Georg und sein Arnim den Schwedenkönig zu Hilfe. Dieser eilte flugs herbei und auf der blutgetränkten Ebene, die Leipzig umgibt, bei Lützen, kam es zur Schlacht (16. November 1632). Sie blieb unentschieden; zwar behaupteten die Schweden das Schlachtfeld während der Nacht, aber sie erlitten den größten Verlust, den sie erleiden konnten: ihr König fiel. Damit war Wallensteins gefährlichster Gegner aus der Welt geschafft. Freilich, wenn man gehofft hatte, daß Schweden überhaupt jetzt aus dem Kriege ausscheiden werde, sah man sich arg enttäuscht. In zielbewußter Weise wird die schwedische Politik durch den Kanzler Oxenstjerna weitergeführt, tüchtige Generäle treten des Königs militärische Erbschaft an. Ein deutscher Fürst, zugleich schwedischer General, hofft durch schwedische und französische Hilfe — welche letztere sich immer aufdringlicher bemerkbar macht — in Deutschland ein großes Fürstentum zu gründen: Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar.

Die Kriegsbereignisse des nächsten Jahres sind rasch erzählt. Wallenstein geht zuerst nach Böhmen zurück; hält strengstes Strafgericht über seine Offiziere, die angeblich bei Lützen ihre Schuldigkeit nicht getan hatten, und ergänzt sein Heer. Dann bleibt er lange untätig stehen; währenddem breiten die Schweden und Bernhard ihre Herrschaft aus; die Stifte Bamberg und Würzburg werden von letzterem besetzt, im November 1633 wird Regensburg eingenommen: das Donautal liegt vor ihm offen; der Vormarsch nach Osterreich, gegen Wien zu, wird möglich. Kurz vorher war Wallenstein plötzlich losgebrochen, nach Schlesien hinein; bei Steinau hatte er Sachsen und Schweden überfallen und ihnen schwere Verluste beigebracht. Jetzt wird er dringend nach der Donau gerufen, um den Vormarsch Bernhards zu hemmen. Er folgt anscheinend dem Befehle, rückt mitten im Winter bis an das Fichtelgebirge und den Böhmerwald, macht da plötzlich halt, angeblich vor der Strenge des schnee-reichen Winters, der weiteres Vorrücken untunlich erscheinen läßt, geht dann sogar bis Pilsen zurück, wohin er auch seine Truppen konzentriert, deren äußerste Posten in Prag und Eger liegen. In Wien hatte man Grund, über das Verhalten des Generals in diesem Kriegsjahre sehr ungehalten zu sein. Statt wie man erwartet hatte, die durch den Tod des Schwedenkönigs geschaffene günstige Lage auszunützen, hatte er untätig kostbare Monate verstreichen lassen. Nichts war gegen Bernhard von Weimar unternommen, nicht einmal der Sachse war zum Frieden gezwungen worden; statt daß das Feindesland sein Heer ernährte, mußten österreichische Provinzen die ungeheuren Kosten dafür aufbringen. Nach monatelanger Untätigkeit war endlich der Schlag von Steinau geführt worden; aber auch das blieb ein Schlag ins Wasser; es schien, als ob Wallenstein nur im Sinne hätte, sein eigenes Herzogtum Friedland zu schützen. Dann kam der Vormarsch gegen Bernhard, abermals konnte man eine große Waffentat erwarten, neuerlich sah man sich enttäuscht; plötzlich zog er sich zurück, statt zum mindesten eine den Weimarer bedrohende Stellung einzunehmen. Selbst Wallensteins Freund, Eggenberg, urteilt damals: „diese Resolution des Friedländers, daß er gleichsam in Angesicht des Feindes zurückgezogen, könne kein Mensch gutheißen. Des Herzogs Rückzug . . . sei das schädlichste, gefährlichste und unbedachtsamste Werk, was der Herzog jemals getan habe.“ Da hatten auch die Gegner Wallensteins am Wiener Hofe leichtes Spiel; sie verlangten, daß ein Gegen-gewicht gegen seine militärische Allmacht geschaffen werde: es wurde

beschlossen, aus Italien ein zweites Heer unter dem Kardinal-Infanten von Spanien, Ferdinand, dem Bruder König Philipps IV., nach Deutschland zu schicken. Zur Stärkung desselben und zur Schwächung des eigenen sollte Wallenstein einen Teil seiner Truppen unter General Gallas, sechstausend Reiter, abgeben. Das war eine offenbare Verletzung des Göllersdorfer Vertrags. Überdies hatte Wallenstein seinen Vollmachten entsprechend mit den Sachsen Verhandlungen angeknüpft, was gleichfalls in Wien ihm zu Lasten geschrieben worden war. Gestützt auf Vermutungen, Verdächtigungen, beeinflusst durch die sonderbare militärische Haltung des Generals, wurde in Wien die Behauptung aufgestellt, Wallenstein könne Betrat am Kaiser und in steigender Erregung ward beschlossen, sich dagegen zu schützen, seine Untergeneräle der kaiserlichen Sache zu sichern und ihn seines Kommandos zu entkleiden, ja sich seiner für alle Fälle zu bemächtigen. Bei dieser Stufenleiter des Verhaltens des Wiener Hofes und seiner Anschauungen über den Friedländer kann es nicht überraschen, wenn man endlich dort auf der letzten Stufe anlangt: dem Befehle, ihn lebendig oder tot zu ergreifen.

Es ist zweifellos, daß der Herzog bald nach der Schlacht bei Lützen wirklich mit den Gegnern des Kaisers in Verbindung getreten ist, mit den Sachsen, den Schweden, den böhmischen Emigranten. Das war wie gesagt sein Recht gewesen. Allerdings hatte man im Göllersdorfer Vertrage von kaiserlicher Seite doch nur an Verhandlungen denken können, die im Sinne kaiserlicher Politik geführt würden; und es ist doch sehr die Frage, ob Wallenstein jetzt 1633 noch viel Rücksicht auf den Kaiser genommen hat. Er treibt seine eigene Politik. Sie läßt sich wohl am besten durch die Worte charakterisieren, die er damals zu dem Vertreter der Böhmen, zu Oberst Bubna, sprach: „Sind wir nicht Erzlappen, daß wir einander die Köpfe zerschmeißen um anderer willen, da wir uns doch . . . Frieden machen könnten?“ Kein Zweifel, er will Frieden im Reiche haben; er sieht nichts Gutes voraus für Deutschland und Osterreich von einem verlängerten Kriege, in den sich das Ausland, Schweden, Frankreich, aber auch Spanien immer mehr einmischen konnte. Ebenso wenig als Wallenstein jemals Tscheche gewesen ist, war er aber darin etwa nationaler Deutscher und prinzipieller Fremdenhasser; nur aus staatlichen, politischen Gründen wollte er den Ausgleich innerhalb des Reiches ohne das Ausland geschaffen wissen. Er hat, wie die folgenden schrecklichen Kriegsjahre gelehrt haben, mit seinem Friedenswunsche unbedingt recht gehabt. Er hatte auch recht in der Empfin-

ding, daß man zwischen den Religionsparteien einen Ausgleich treffen müsse, daß von einem Siege des Katholizismus, wie er etwa in der Durchführung des Restitutionsediktes gelegen wäre, keine Rede sein könne. Und eben deshalb hatte er auch recht, anzunehmen, der Kaiser werde nicht gutwillig in einen der katholischen Religion abträglichen Frieden willigen.

Es scheint fast vermessen, jetzt, nahezu dreihundert Jahre später, dem Friedländer nachrechnen zu wollen, was er damals gewollt, und es ist bekannt, daß darüber die Ansichten weit auseinander gehen: die einen meinen, des Friedländers schwärzester Verrat habe das Vorgehen des Wiener Hofes vollauf gerechtfertigt, die anderen sagen, nur durch des letzteren schändlichen Undank sei der General den Feinden in die Arme getrieben worden. Darf der ruhige Beobachter nicht dennoch der Vermutung Raum geben, daß es die Verhältnisse waren, die verschiedenen Standpunkte, von denen Wallenstein und Ferdinand II. die Welt und die Menschen betrachteten, die Unmöglichkeit, auf Grund des Göllersdorfer Vertrages zu einer ehrlichen Abkunft zu kommen, daß es endlich der Ehrgeiz Wallensteins und die Treulosigkeit der Zeit gewesen sind, die zusammen den großen Konflikt herbeiführen mußten? Wallenstein will den Frieden, er will für sich eine hohe gewaltige Stellung, er will sie gleichfalls in Frieden unter allgemeiner Anerkennung genießen. Den Frieden und die Machtstellung und ihre Anerkennung muß er mit allen Mitteln durchsetzen, sie Freund und Feind nötigenfalls mit Gewalt abtrotzen. Er wähnt sich seiner Offiziere, seiner Armee unbedingt sicher; gestützt auf dieselben gedenkt er seine Bedingungen vorzuschreiben. Er kümmert sich zunächst um Wien nicht; er glaubt des Kaisers Regierung machtlos. Er verhandelt mit den Gegnern. Die Sachsen sind leicht gefunden; sie wünschen im Grunde genommen auch nur einen günstigen Frieden. Schwerer ist es mit den Böhmen, die möchten die Wiederkehr der Verhältnisse vor der Schlacht am Weißen Berge; das ist für Wallenstein unmöglich, denn gerade durch den Umschwung der Dinge nach 1620 ist er emporgekommen. Die Böhmen wollen ein nationales Reich bilden, sie bieten offenbar dem Wallensteiner selbst die Krone an; der antwortet darauf: „Was die Krone beträfe, das wäre ein groß' Schelmenstück!“ Es wäre mehr, es wäre eine politische Dummheit, denn niemals würden die Habsburger sich das gefallen lassen, daß würde nicht Frieden, sondern ewigen Krieg mit sich führen. Da lag es doch viel näher, seine nordböhmischen Besitzungen mit schlesischem Gebiete, mit lausitzischem, zu ergänzen;

genug Gelegenheit zum Landerwerb gab es im Reiche, genug anscheinend herrenloses Gut. Sehr gleichgültig ließen vermutlich Wallenstein die böhmischen nationalen Träume. Am schwersten war die Verhandlung mit den Schweden. Denn die wollte er ja aus dem Reiche „schmeißen“, die mußten unschädlich gemacht, getäuscht, überhölpelt werden. Sehr schwierig waren daher die Praktiken, die Wallenstein 1633 geführt hat. Und aus diesen Schwierigkeiten, aus dem Bestreben des Generals, die Trumpfkarten allein in der Hand zu halten, ist die Sprunghaftigkeit seiner Politik zu erklären: das Stillstehen, der plötzliche Angriff auf die Feinde, der Vormarsch in die böhmischen Grenzwälder, der Rückzug auf Pilsen. Jetzt, Anfang 1634, mußte er merken, daß er die Kraft des Wiener Hofes sehr unterschätzt, die Macht und die Bereitwilligkeit seiner dortigen Freunde sehr überschätzt habe, daß man seinen früher einmal ausgesprochenen Wunsch nicht berücksichtigen werde: „Dächte ich so viel an meiner Seele Seligkeit als an des Kaisers Dienst, so käme ich gewiß in kein Fegefeuer, viel weniger in die Hölle. Will man mich in Kaisers Dienst mit Gusto erhalten, lasse man mich machen, nach dem ich in meinem Gewissen befindet, daß dem Kaiser zu Nutz ist.“ Kein Gewährenlassen, sondern offene Feindseligkeit hatte er zu gewärtigen. Und auch bei den Feinden hatte er nichts erreicht, sie im Gegenteile durch seine widerspruchsvolle Haltung kopfscheu gemacht. Für sie hatten seine Anträge nur Wert, wenn sie ganz aufrichtig gemeint waren, wenn Wallenstein mit seinem ganzen Heere zu ihnen überging. Aber von ihm sich an der Nase herumführen lassen, wollten sie begreiflicherweise nicht. Wallenstein hatte sich seine Stellung so gedacht, daß er die Verhältnisse meistern könnte, und nun meisterten die Verhältnisse ihn. Doch glaubte er Anfang 1634 noch nichts verloren; auf die Treue seiner Armee baute er unbedingt; durch besondere Reberse wollte er die Offiziere noch mehr an sich fetten, die alles, Stellung, Vermögen, Ruhm, Ansehen ihm verdankten. Was der Kaiser ihm nicht hielt, was er dem Kaiser nicht hielt, was nicht im Geiste der Zeit lag: die Treue, die erwartete er von seinen Soldaten, aber auch er ward da enttäuscht. Schon lange arbeiteten, ohne sein Vorwissen, geheime Einflüsse unter seinen Offizieren. Und Piccolomini (es gibt, nebenbei gesagt, nur einen Octavio, keinen Sohn Max), Gallas, Collalto, sie alle vertrauten mehr dem Sterne des Kaisers als dem ihres Feldherrn. Es mögen persönliche Motive hinzugekommen sein, daß harte, scharfe Benehmen Wallensteins, die Gewalttätigkeit, mit der er nach Lüben seine Offiziere bestrafte,

seine Unnahbarkeit, die keine Freundschaft aufsteimen ließ; vielleicht haben bei einzelnen der Italiener auch religiöse Bedenken mitgewirkt; am wenigsten hat sie jedenfalls das Gefühl der Treue gegen den Kaiser beeinflusst, sondern nur der reinste Eigennuß, der hohen Lohn beim Abfall von Wallenstein erwartete und dann auch bekam. Nun war dieser ein höchst gefährlicher Gegner, der viel vermochte, dessen Übergang zum Feinde auch mit geringer Macht bedenklich ward, so wurde sein Tod in der Armee selbst früher beschlossen als in Wien. Noch ehe der Befehl aus Wien kam, sich des Friedländers um jeden Preis zu bemächtigen, war er eine Leiche. Im Februar 1634 brach das Lustschloß Wallensteins zusammen; die Prager Garnison fiel von ihm ab, aus Pilsen entwichen seine früheren Freunde, andere, die er rief, kamen nicht, Piccolomini, Gallas kündeten ihm den Dienst. Schleunig brach er gegen Eger auf, wo er sich in Sicherheit wähnte, wo er den Schweden nahe war, die er jetzt herbeirufen mußte; und in Eger traf ihn in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar 1634 der Mordstahl. Drei Ausländer, Gordon, Leslie, Butler, die beiden ersteren Protestanten, sind an dem Komplotte beteiligt, das der Hauptmann Deveroux wenige Stunden später durch die Ermordung Wallensteins krönte.

Seinem Andenken wurde der Prozeß gemacht; nun der Löwe tot war, kamen die Hunde aus allen Winkeln gekrochen; sonnenklar ward der Verrat bewiesen, den man beweisen wollte; seine Güter und die seiner Anhänger wurden zum größten Teile konfisziert, Piccolomini erhielt Nachod, Gallas Friedland, Aldringen Tepliz; ein viel kleineres, immerhin aber noch stattliches Anwesen war es, das seiner Frau und Tochter blieb (Elisabeth, damals 9 Jahre alt) und das später mit der Hand dieser Tochter an den Grafen Kauniz kam. Und die Leiche Wallensteins mußte wandern, bis sie spät in Münchengrätz Ruhe fand.

Was der Friedländer in seiner ehrgeizigen Seele geträumt, wer könnte das heute künden. Welche Krone ihm genügend glänzend gedünkt? Ob er in tiefverschwiegenen Momenten, in denen die Phantasie über Klugheit und Politik hinweg in unermessliche Fernen streift, an die Kaiserkrone, die böhmische Königskrone, einen Kurhut gedacht oder mit dem Herzogshute sich begnügen wollte? Wir haben einen Mann vor uns, der mit glänzenden Gaben des Verstandes, mit ungewöhnlichen organisatorischen Fähigkeiten ausgestattet, aber skrupellos und rücksichtslos ist, der weit hinausgreifen will über den Platz, den ihm Abstammung und Rang gegeben haben.

Seine kühnen Berechnungen erweisen sich als trügerisch, vergebens verlangt er von der Mitwelt Eigenschaften, die sie nicht hat und die auch er nicht kennt. „Die Sterne lügen nicht“, läßt ihn Schiller sagen; er selbst hat die Sterne zu Lügnern gemacht, da er ihnen Gedanken angedichtet, die nur er allein gehegt. Mit ihm ging das Große unter, das er den deutschen Landen schenken wollte, die Hoffnung auf Frieden: noch vierzehn Jahre tobte der männermordende Krieg auf deutscher Erde, zu furchtbarem Unheil unserem Vaterlande!

IV.

Maximilian von Bayern.

Wir haben gesehen, wie gewaltig die protestantische Propaganda in Deutschland gewirkt hat, wie mühsam erst die Katholiken wieder verlorenes Gebiet zurückerobert konnten; wir haben gesehen, wie der religiöse Gegensatz zur Entscheidung durch die Waffen hin gedrängt hat und in diesem Kriege durch die Genialität eines Mannes, Wallensteins, die kaiserliche Autorität beinahe einen vollständigen Sieg gefeiert hätte. Wir wenden unseren Blick nun nach einem Fürstentum hin, das es verstanden hat, die Reformation sich fern zu halten, das als leidenschaftlicher Rivale der Habsburger in der deutschen Politik uns entgegentritt, dem es aber doch nicht bestimmt gewesen ist, die Erbschaft der Habsburger anzutreten: Bayern.

Ein altes deutsches Stammesherzogtum, gerät es in die Hand der Welfen, die damit eine Zeitlang die Aussicht haben, sich im Norden und Süden des Reiches festzusetzen. In den Kämpfen Friedrich Barbarossas versagen sie aber und Bayern wird ihnen weggenommen: am 16. September 1180 der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit dem Herzogtume belehnt. Das war ein uraltes bairisches Geschlecht, das sich zuerst Grafen von Scheyern, später aber nach der Burg Wittelsbach bei Michach genannt hat; 1115 kommt letzterer Name zuerst urkundlich vor. Das damalige Bayern hatte sich nach dem Süden über tirolisches, vornehmlich aber weit in den Osten hinein über österreichisches Gebiet erstreckt. Diesen Umfang gelang es nicht zu behaupten, namentlich die österreichischen Teile gingen verloren. Im Jahre 1255 trat die erste Teilung in der Wittelsbacher Familie ein, in die Pfalz und das eigentliche Bayern. Das Unglück des Geschlechtes wollte es, daß diese beiden Linien fast stets in schärfstem Gegensatz zueinander standen. Während zuerst beide an den Kaiserwahlen teilnahmen, wurde dem Bayern die Wahlstimme später genommen

und sie dem Könige von Böhmen gegeben. Es gelingt auch den Bayern nicht bei dem Aussterben der Babenberger, Hand auf das erledigte Österreich zu legen, und bei einer bald darauf stattfindenden Königswahl unterliegt gleichfalls der Wittelsbacher: Rudolf von Habsburg wird 1273 gewählt und weiß neun Jahre später Österreich seinem Geschlechte zu verschaffen. Begreiflicherweise, daß er die feindlichen Wittelsbacher schädigt, wo er kann und ihnen eben die Wahlstimme nimmt. Und als 1305 den Wittelsbachern die Möglichkeit winkt, Ungarn zu gewinnen, da liegt schon österreichisches Gebiet feindlich dazwischen, die Bayern müssen auf große Aussichten verzichten. So ist die Feindschaft der beiden Familien, Habsburg und Wittelsbach, entstanden, eine Feindschaft, die sich immer wieder äußern sollte. Bei fast allen Königswahlen der nächsten Zeiten, die strittig waren, sind die beiden Geschlechter bittere Feinde gewesen, besonders als in zwiespältiger Wahl Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Österreich gewählt wurden. In zwei bedeutenden Gefechten zu Gammelzdorf (1313) und zu Mühldorf (1322) hat Ludwig über die Österreicher den Sieg davongetragen, er blieb schließlich der alleinige römisch-deutsche Kaiser.

Es gelingt Ludwig, die zerstreuten bairischen Besitztümer in seiner Hand zu vereinigen, er weiß damit auch Brandenburg und Tirol zu verbinden; letzteres wird freilich im entscheidenden Augenblicke ihm von den Habsburgern entzissen. Er kämpft gegen die Übermacht der Kurie, verteidigt Reichsrechte gegen diese und gegen Frankreich, er hat besonders das Städtewesen gefördert und seinen Namen in der bairischen Gesetzgebung verewigt.

Neue Teilungen erfolgen nach seinem Tode (1347). Abgesehen von der Spaltung in Pfalz und Bayern, zerfällt die letztere Linie in die Herzogtümer München, Ingolstadt, Landshut und Straubing. Die Ingolstädter und die Straubinger Linien sterben bald aus, ihr Nachlaß gibt den übrigen neue Gelegenheit zu Zank und Haber. Endlich werden Anfang des 16. Jahrhunderts die bairischen Linien unter Albrecht dem Weisen geeint, nur kleine Teile wie Sulzbach, Neuburg gehen an die Pfälzer Linie als „junge Pfalz“ verloren. Ein Primogeniturstatut von 1506 sorgt dafür, daß nicht neue Teilungen hier einträten.

Da setzt die Reformation ein, die auch in Bayern Anhänger zu gewinnen weiß unter hoch und nieder. Gleich nach dem Wormser Edikt werden in Bayern die ersten Strafmandate gegen die neue Lehre erlassen, wir hören von zwei Hinrichtungen aus religiösen

Ursachen, die in Bayern die einzigen geblieben sind. Der Kanzler Herzog Wilhelms, Leonhard von Eck, hat mit geschickter Hand Strenge und Milde zu paaren gewußt. In überaus kluger Weise verstand die bayerische Regierung sich ihre Treue gegen die römische Kirche von dieser bezahlen zu lassen. Sie erhielt das Recht zu Klostervisitationen, ein Fünftel der bischöflichen Einkünfte wurde ihr gegeben, die Pfründenvergebung in den „päpstlichen Monaten“ ihr gleichfalls eingeräumt, das Strafrecht den Bischöfen genommen. Von den Greueln des Bauernkrieges ist Bayern verschont geblieben. Die gemeinsame Gefahr hat da einen Augenblick lang die feindlichen Geschlechter der Habsburger und Wittelsbacher versöhnt. Zwar versucht Herzog Wilhelm noch 1530 gegen Ferdinand von Osterreich als Kandidat für den deutschen Königsthron aufzutreten, als er aber unterliegt, kommt es zu einer Ausöhnung: der junge Herzog Albrecht von Bayern wird mit der Tochter Ferdinand I., Anna, verheiratet und bekommt für den Fall des Aussterbens der Habsburger in männlicher und weiblicher Linie gewisse Erbrechte zugesprochen.

Noch in das letzte Regierungsjahr (1549) Wilhelms IV. fiel das Eindringen der Jesuiten nach Bayern. Die Wirksamkeit dieses Ordens für den Kampf gegen die Reformation ist eine viel zu bedeutende gewesen, als daß ihrer nicht hier besonders gedacht werden sollte.

Als der spanische Ritter Don Fñigo Lopez de Recalde y Loyola in Fieberphantasien schwerverwundet auf seinem Schmerzenslager stöhnte und in ekstatischen Träumen, die er dann wachend weiterspann, ihm der Gedanke kam, eine Armee von Gotteskriegeren zum ausschließlichen Dienste des Papsttums zu schaffen, da konnte er noch nichts wissen von dem Auftreten des Mönches in Wittenberg. Die Angriffe, die Luther bald gegen den Papst in Rom zu schleudern begann, mußten diese Pläne, sobald sie nur einmal greifliche Form angenommen hatten, unbedingt fördern. Mit gleichgesinnten Genossen gründete Loyola dann die Gesellschaft Jesu (bestätigt 1540), die zuerst von den Päpsten etwas mißtrauisch angesehen wurde, bald aber ihr vornehmlichstes Kampfmittel geworden ist. Der Jesuiten Ziel war ein zweifaches: die Heiden außerhalb Europas zu bekehren, ihr Heiliger wurde Franz Xaver, und die Ketzer in Europa zu überwinden. Sie knüpften zu diesem Zwecke an Gedanken an, die schon vor ihnen Luther verstanden und durchgeführt hatte. Um Einfluß auf das religiöse Leben der Menschen zu gewinnen, mußte man mit ihnen in ihrer Muttersprache reden, aus vornehmer Ab-

sonderung heraus in ihre Mitte treten, mit ihnen disputieren, sie von der Kanzel aus, im Beichtstuhle, die Jugend vornehmlich in der Schule schon gewinnen. Gelehrte und fromme Männer müßten das tun: wer veredeln und bessern will, muß selbst besser und edler sein, als die anderen. Wie Luther seine Lehren leicht faßlich dargestellt hatte, so taten es auch die Jesuiten in ihrem kleinen Katechismus, dessen Verfasser der holländische Jesuit Canisius gewesen ist. Es gelang ihnen, sich, man darf fast sagen, herrenloser oder gänzlich heruntergekommener Schulen zu bemächtigen, wie der Wiener Hochschule; sie machten in Prag einen gänzlich brachliegenden Boden urbar, sie errichteten ein neues Kolleg in Köln, 1549 kamen sie nach Ingolstadt, wo ihnen die 1472 errichtete Universität eingeräumt wurde.

Da schrieb Canisius an einen Kölner Ordensgenossen: „Wir haben ein Nest gefunden, das groß genug ist, Dich und noch mehr Vögel aufzunehmen. Der Käfig ist fertig, jetzt brauchen nur die Küchlein von allen Seiten hereinzufliegen, die wir zum Dienste aufpflegen und zu einem Federvolk machen können, das Deutschland zu nützen vermag.“ Nun an den Küchlein hat es nicht gefehlt!

Unter der Regierung Albrecht V. (1550—79) ist in kirchlicher Hinsicht zuerst ein konzilianter Zug zu bemerken; ebenso wie sein Schwiegervater Ferdinand ist er mehr versöhnlich gestimmt gewesen, man hat diese Richtung mit dem Worte „Kompromißkatholizismus“ bezeichnet; bald schlägt aber die Stimmung um. Auch in Bayern, wie etwa in Oesterreich, haben die Stände mit dem Kampfe um die Religionsfreiheit den Kampf um die ständischen Vorrechte den Fürsten gegenüber verbunden. Ebenso richtig ist es, zu sagen, daß es sich den Fürsten bei den Glaubenskämpfen zugleich darum gehandelt hat, die Selbständigkeit der Untertanen einzuschränken, sie wollen die Herren werden und bleiben und ebenso wie sie auf die religiösen Gefühle der Untertanen Einfluß nehmen, so wollen sie pekuniär von ihnen unabhängig werden, sich nicht durch Rücksicht auf sie in ihren Regierungshandlungen binden lassen. Religiöse und weltliche Momente sind da unzertrennlich miteinander verbunden. Eine Zeitlang will die bairische Regierung der neuen Lehre entgegenkommen, sie beantragt, ihr den „Laienkelch“ einzuräumen; bald aber fürchtet Albrecht eine allgemeine Adelsverschwörung gegen sein absolutes Regiment und das veranlaßt ihn, nun auch in religiösen Dingen schärfere Maßregeln zu ergreifen. Unterstülzt wird dieser Umschwung durch die großartige Sammlung, die sich im Katholizismus dadurch,

vollzieht, daß endlich das lange gewünschte und schon lange eröffnete Konzil in Trient seine Aufgabe beendet und das dogmatische Lehrgebäude der katholischen Kirche aufs neue festigt. In dem tridentinischen Glaubensbekenntnisse wird ein Schlachtruf für die katholische Welt gefunden, der einigend und reinigend auf sie einwirkt. Im Jahre 1569 wird der Eid auf dieses Glaubensbekenntnis für Bayern vorgeschrieben, ein Religionstribunal soll über die Rechtgläubigkeit wachen, ein Büchermandat sorgt für die Unschädlichkeit der erlaubten Bücher, eine Schulordnung unterstellt die Schule der weltlichen Obergewalt. Begreiflich, daß alle diese Maßnahmen, die mit Zustimmung der Kurie geschehen, die Macht des bairischen Fürstentums außerordentlich stärken mußten. Der alte Groll gegen die Landesbischöfe Freising, Passau, Regensburg, Eichstätt, Augsburg, von den nördlichen Würzburg und Bamberg nicht zu reden, die sich in alter Zeit vom Landesherrn unabhängig gemacht hatten, wurde wesentlich durch diese Stärkung des Herzogtums gemildert.

Albrechts Regierung ist auch sonst für Bayern von Bedeutung gewesen; er war ein kunstfroher und kunstverständiger Fürst, der in schönen Bauten seinen Namen verewigt hat, der für Sammlungen, die später München zu großer Berühmtheit verholfen haben, den Grund gelegt hat, so zur umfangreichen Hof- und Staatsbibliothek, für die er beispielsweise die griechischen Handschriften eines Johann Jakob Fugger angekauft hat. Unter seinem Sohne Wilhelm V. wird sein Regiment fortgesetzt, dieser verbindet Sinn und Liebe für die bildenden Künste mit strengster Kirchlichkeit; seine Unfähigkeit mit seinen Mitteln auszukommen, brachte ihn aber dem Staatsbankrott nahe und veranlaßte ihn schon 1594, seinen Sohn Maximilian als Mitregenten anzunehmen, vier Jahre später dann zu dessen Gunsten auf die Regierung zu verzichten. Damit beginnt die langandauernde Herrschaft dieses Mannes (1598—1651), die nicht nur für Bayern, sondern auch für Gesamtdeutschland von größter Bedeutung geworden ist.

Es ist bereits erzählt worden, daß der Gegensatz zwischen den Konfessionen in Deutschland sich seit dem trügerischen Religionsfrieden von Augsburg immer mehr gesteigert hatte; die deutschen Protestanten hatten sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts derart daran gewöhnt, ungestört ihre Macht zu vermehren, daß sie nichts davon wissen wollten, jetzt darin beschränkt zu sein und es geradezu als ein bitteres Unrecht empfanden, als die Katholiken ihrerseits zu erobern anfangen, d. h. zurückgewinnen wollten, was

sie verloren hatten. Die pfälzische Aktionspartei sah ihr Hauptziel darin, das zu verhindern; zum Schutz ihrer bedrohten Interessen wollte sie die Gleichgesinnten zusammenfassen. Gegen solche Pläne mußten auch die Katholiken sich schützen und wiederholt wurden Versuche gemacht, eine katholische Allianz zusammenzubringen, Versuche, die immer wieder mangels eines geschickten Führers scheiterten. Auch an den jungen Herzog Maximilian traten solche Forderungen heran, er widmete sich aber in den ersten Jahren seiner Regierung nur den dringenden Aufgaben, die seiner im Innern Bayerns harrten, und trieb eine höchst zurückhaltende Politik. Da riß ihn die Donauwörther Angelegenheit aus seiner Zurückhaltung heraus. Die freie Reichsstadt Donauwörth war ein wichtiger Posten an der Donau, sie beherrschte den Übergang über den Strom, dort, wo sich die Wörnitz in denselben ergießt, sie lag an der Grenze des bayrisch-schwäbischen Gebietes, war daher ein bequemes Ausfallstor für die bayrische Macht. Lange hatten die bayrischen Herzöge bereits nach dieser Reichsstadt ausgelugt, es ist begreiflich, daß sich jetzt Maximilian die Gelegenheit, sich derselben zu bemächtigen, nicht entgehen ließ. Streitigkeiten zwischen der protestantischen Mehrheit und der katholischen Minderheit waren hier anfangs des 17. Jahrhunderts entstanden, bei denen die Protestanten die ganze Unduldsamkeit jener Zeit gezeigt haben. Die Gegensätze zwischen den Konfessionen waren noch zu groß, als daß sie ein ruhiges Nebeneinander gestattet hätten. Auch die Katholiken sind natürlich nicht von Schuld freizusprechen, da sie durch öffentliche Ausübung ihres Kults über den bisherigen Gebrauch hinaus die Gemüter ihrer Gegner erregt hatten. Es kam zu ärgerlichen Kämpfen, die die Katholiken an Leib und Leben gefährdeten, es kam zu Klagen beim Reichshofrate, der die Interessen derselben wahrnahm und auf Abstellung ihrer Beschwerden bedacht war. Da der Rat der Stadt keine Ordnung schaffen wollte oder konnte, so erhielt schließlich der Herzog Maximilian den Auftrag, die Ruhe in Donauwörth wiederherzustellen. Gerne kam er demselben nach, besetzte die Stadt, machte der Herrlichkeit des Rates ein Ende, und bekam zwei Jahre darauf die Stadt vom Kaiser verpfändet. Der Pfandbesitz sollte solange währen, bis die Stadt dem Herzoge seine Kosten würde ersetzen können. Das hieß soviel, als sie auf ewige Zeiten ihm ausliefern, denn unerschwinglich war eine solche Zahlung für die arme Stadt. Damit war eine freie Reichsstadt zu einer abhängigen Landstadt geworden und der bayrische Besitz um einen wichtigen Platz vergrößert, die

Lage im Reiche wieder zugunsten der Katholiken verschoben worden. Wie oft bei großen Ereignissen kleine Anlässe den letzten Anstoß geben, so hat diese Donauwörther Affäre dazu beigetragen, den glimmenden Funken im Reiche zum großen Brande anzufachen. Die nächsten zwei Reichstage von 1608 und 1613 wurden durch die Protestanten gesprengt; diese anerkannten nicht mehr das Recht der Reichstage, entscheidend einzugreifen in deutsche Verhältnisse; nicht mehr sollte die Mehrheit obsiegen, die noch immer katholisch war, sondern paritätisch sollten beide Konfessionen behandelt werden. Und nun haben sich die verschiedenen Parteigänger zu Bündnissen vereint: zuerst die Protestanten zur „Union“, dann die Katholiken zur „Liga“. In letzterer war es der Bayer, der die führende Rolle spielte, zunächst die bayerischen Bistümer vereinte, dann auch die geistlichen Kurfürsten am Rheine heranzog, und an die Spitze des neuen Bundes trat. Dabei veräumte er nicht, argwöhnisch auf die Habsburger hinüberzusehen; in dem Augenblicke, da Oesterreich diesem Bunde beitrug — und einer katholischen Macht da den Zutritt zu versagen, das ging nicht an — hat er geschickt gegen sie zu operieren verstanden, so daß er doch der allein gebietende Herr der Liga blieb. Freilich ist ihm dabei ein wichtiger Umstand sehr zustatten gekommen: daß er infolge seiner weisen Finanzwirtschaft in der Lage war, ein Heer aufzustellen und zusammenzuhalten, während solches den österreichischen Finanzkünstlern etwas Unmögliches war. Beim Ausbruche des Krieges in Deutschland und noch lange nachher ist es das Heer der Liga gewesen, das den Kampf für den Katholizismus allein führte und gleich am Anfange desselben, in der Schlacht am Weißen Berge, das böhmische Königtum des Winterkönigs zertrümmerte. Erst Wallenstein hat Maximilians Pläne empfindlich gestört, kein Wunder, wenn ihm der Herzog feindlich gesinnt war.

Bald darf man aber Maximilian nicht mehr Herzog, sondern Kurfürst nennen, denn nicht uneigennützig nur für den Dienst der Kirche und des Reiches hatte er gewirkt. Wie es ihm zukam, als tüchtigem Regenten, hat er auch für seine Erhöhung, für die Größe seines Landes gearbeitet. Als Ferdinand II. nach seiner Wahl zum Kaiser nach München kam, um sich der Mithilfe des Bayern zu versichern, da sind die ersten Abmachungen zwischen beiden getroffen worden, die schließlich im großen und ganzen später durchgeführt worden sind. Das Ziel des Bayern war, in den Besiz der Kurstimme zu kommen, die der bayerischen Linie einst widerrechtlich (wie sie mit nicht geringer Berechtigung behaupten konnte) genommen worden

war; er heischte aber nicht nur einen Zuwachs an Macht, er wollte auch die Grenzen seines Landes hinausschieben, das damals auf den ungefähren Umfang des heutigen Nieder- und Oberbayerns beschränkt gewesen war; dazu bot sich nun gleichfalls der Besitz der vielgehaßten Pfälzer Linie dar. Dabei fiel einmal das Interesse des Kaisers mit dem Bayerns zusammen, die gefährliche ständige Opposition der Pfälzer Herren konnte jetzt gründlich niedergeworfen werden. Die Oberpfalz wurde dem Bayern sofort gegeben, die Kur ihm zugesagt, auf anderes wurden ihm Ausichten eröffnet, ja ihm sogar auf Kosten der Habsburger ein Pfandbesitz in Oberösterreich eingeräumt. Nicht auf einmal sind diese Dinge durchgeführt worden, erst allmählich und gewiß nicht mit freudigem Herzen hat der Kaiser der Vergrößerung Bayerns zugestimmt; der Schluß war, daß Maximilian Kurfürst wurde und die Oberpfalz mit Cham bekam, die er nun sofort mit äußerster Energie wieder katholisch machte.

Wir wissen bereits, daß Maximilian mitgearbeitet hat an dem Sturze Wallensteins, in dem er mit Recht seinen gefährlichsten Gegner sah; es ist äußerst wichtig, festzustellen, daß, wenn katholische Interessen in seiner Politik mit rein bayrischen in Gegensatz geraten sind, schließlich die letzteren obgesiegt haben. Trotz seiner Frömmigkeit, trotz seines Streiten für den katholischen Glauben — wir werden davon noch Beispiele hören — ist er doch in erster Linie bayrischer Politiker gewesen und das macht seine Größe aus, das unterscheidet ihn vor allem von Kaiser Ferdinand II., mit dem er zusammen in Ingolstadt erzogen worden war. Dieses persönliche Verhältnis zwischen beiden Fürsten — sie waren ja zudem Vettern — mag auch etwas mildernd eingewirkt haben auf den Gegensatz habsburgischer und bayrischer Politik. Es ist aber nicht zu verkennen, daß die letztere weitaus die stärkere gewesen ist; viel mag bei der Haltung Maximilians dem Kaiser gegenüber auch mitgewirkt haben, daß er diesen Mann genügend gekannt und stets wußte, wessen er sich von ihm zu versehen hatte.

Man teilt gewöhnlich die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges in vier Abschnitte ein, den böhmisch-pfälzischen, den dänischen usw.; es wäre richtiger, sie in zwei große Teile zu trennen; als Trennungsjahr würde das Jahr 1630 in Betracht kommen. In der ersten Periode ist die katholische Sache im Aufsteigen begriffen und das Ausland vermag nicht Einfluß auf die deutschen Dinge zu gewinnen; in der zweiten ist die religiöse Frage bereits gelöst; es wird klar, daß es weder zu einem vollständigen Siege, noch zu einer entschiedenen

Niederlage einer Konfession kommen kann, sondern daß ein Kompromiß die Fehde zwischen Protestanten und Katholiken beenden wird; der Friede von Prag (1635) hat bald dafür die Wege gewiesen, indem er das Inslebentreten des Restitutionsediktes auf Jahrzehnte hinaus verschob, damit dasselbe eigentlich aus der Welt schaffte und ein Normaljahr als Grenzjahr für die einzelnen Konfessionen festsetzte. Zugleich begann aber jetzt, geführt durch Schweden und Frankreich, das Ausland jene gefährliche Rolle in den deutschen Dingen zu spielen, die Wallenstein richtig vorausgesehen hat und so gerne vermieden hätte. Und da ist es entscheidend geworden, daß der einzige deutsche Reichsfürst, der vermöge seiner Talente und vermöge seiner kriegerischen und finanziellen Leistungen imstande gewesen wäre, führend und ändernd einzugreifen, das Ausland ebenfalls nicht entbehren konnte: Maximilian von Bayern. Nur durch die Unterstützung desselben konnte er seine Politik weiterführen, konnte er Bayerns Machtsphäre vergrößern. Er hat immer zugleich gegen den Protestantismus und gegen die katholischen Habsburger kämpfen müssen. Man wird bei der Rolle, die jetzt und später Bayern in deutscher Geschichte gespielt hat, nie auf diesen Doppeltkampf vergessen dürfen, der ihm durch seine Stellung aufgedrängt war. Daß sich Bayern gegen die Habsburger unabhängig gehalten hat, daß es die steten Versuche Oesterreichs, sich dieses Landes zu bemächtigen, doch immer wieder abgewehrt hat, das hat es nur durch den steten Anschluß an das Ausland, vor allem an Frankreich, erreicht. Schon vor dem Sturze Wallensteins ist Bayern von Frankreich gesucht worden, man hat hier in Paris bald die Wichtigkeit dieses Bundesgenossen erkannt und immer wieder finden wir Maximilian in Verbindung mit der französischen Politik, um sich in allen seinen Ansprüchen gegen die Feinde in beiden Lagern Deutschlands zu behaupten. Dabei wird man doch urteilen müssen, daß Maximilian sich, soweit es möglich war, auch als guter Deutscher gefühlt hat, daß er noch durchaus jenem à la mode-Wesen späterer deutscher Fürsten abgekehrt war, deren höchstes Ziel in der Nachahmung französischen Wesens gelegen war; er hat vor allem, und das schien ja damals die größere Gefahr zu sein vor einer Hispanisierung Deutschlands sich gefürchtet, vor einem Überhandnehmen des spanischen Einflusses, der im Wege der Habsburger Familie zu liegen schien.

Als dann der Krieg endlos zu werden drohte, als es klar wurde, daß die Ausländer nur auf ihren eigensten Vorteil hinarbeiteten,

da hat Maximilian zu wiederholten Malen sich für den Frieden tüchtig eingesetzt und hat seine politischen Hilfsquellen benützt, um Frankreich und den Kaiser zum Frieden zu drängen. Nur langsam konnte dieser Frieden eintreten, zu schwer war der Kampf gewesen, zu sehr waren die verschiedensten Interessen dabei verschlungen. In jahrelangem Ringen begegneten sich, nicht nur die Feldherren, auch die Diplomaten und mit der ganzen Weitsehigkeit jener Zeit haben sie sich in Etikettestreitigkeiten erschöpft, theils um Zeit zu gewinnen, theils aus Lust an der Sache. Man hat damals geglaubt, der Macht und Bedeutung des eigenen Souveräns, ja der eigenen Person, etwas zu vergeben, wenn man nicht Vorrang und alles, was sich damit in Verbindung bringen ließ, mit äußerster Zähigkeit verteidigt hätte.

Endlich waren die letzten Hindernisse aus dem Wege geräumt; Bayern hatte wiederum sehr vermerktlich seinen Einfluß zugunsten des Friedens fühlbar gemacht, indem es für die französischen Ansprüche auf Elsaß eintrat. In Münster und Osnabrück konnte der Frieden abgeschlossen werden, der den Schweden, wie noch zu erzählen sein wird, deutschen Boden auslieferte, den größten Theil des Elsaßes aber an Frankreich gab, und zwar in gewollt unklaren Bestimmungen, die den beiden Vertragabschließenden, Frankreich und dem Kaiser, die Möglichkeit ließen, diese Bedingungen bei günstiger Gelegenheit zu verändern. Bayern blieb Kurfürstentum, die Oberpfalz blieb gleichfalls bairisch, dagegen wurde der Sohn des Winterkönigs in den Rest der Pfälzer Besitzungen zurückgeführt, und für ihn eine neue, die achte, Kur geschaffen. Als wichtigste Errungenschaft aber des Westfälischen Friedens, und hier wird man auch wieder das Resultat der Tätigkeit des Bayern zu spüren haben, wird den deutschen Fürsten ausdrücklich das Recht gegeben, mit dem Auslande sich in Bündnisse einzulassen. Sie werden dadurch als dem Kaiser gleichberechtigt anerkannt und damit im großen Deutschland politisch gleichberechtigte Teilstaaten errichtet. Der konfessionelle Gegensatz wird ausgeglichen, als Normaljahr das Jahr 1624 angesetzt, da hinein aber gleich eine Ausnahme gerissen, da die Oberpfalz, die erst nach 1624 rekatholisiert worden war, trotzdem katholisch blieb. Die Gleichberechtigung der Calvinisten mit den Lutheranern wurde anerkannt. Es dauerte freilich noch einige Jahre, bis allen Bestimmungen des Westfälischen Friedens Genüge getan war und wirklich Ruhe in Deutschland wiederkehrte.

Beobachten wir noch Maximilian bei seiner Tätigkeit im Inneren

seines Landes. Er hatte große Schäden zu heilen, vor allem die finanzielle Mißwirtschaft des Vaters zu verbessern. Er tat dies, indem er sich in der Hofhaltung der allergrößten Sparjamkeit befließ, im übrigen aber die Leistungen seiner Untertanen möglichst anspannte. Strenge sah er darauf, daß die Untertanen sich den auferlegten Auflagen nicht entzogen, er versocht den Gedanken, daß es die Pflicht der Untertanen sei, für den Staatshaushalt zu sorgen, er wollte da keine Ausnahmen gelten lassen und hat auch die privilegierten Stände, Adel und Geistlichkeit, immer wieder zu Steuern herangezogen. Seine Stellung zur Kurie ließ ihn bei seinen Bemühungen, auch vom Klerus Geld zu erhalten, Unterstützung finden, allen Klagen der Geistlichkeit, vor allem der Bischöfe, über Eingriffe des Landesherren in ihre Rechte, setzte er entschiedenen Widerstand entgegen, und ohne Echo verhallten dieselben in Rom und in Deutschland. Die eigenen Landstände hat er nur zweimal während seiner langen Regierung zusammentreten lassen; da er mit seinen Finanzen in Ordnung war, hat er sie nicht gebraucht. Es war ihm vor allem darum zu tun, eine tüchtige Beamtenschaft zu erziehen, die er dann ordentlich und regelmäßig bezahlte, für deren leibliches Wohl er emsig besorgt war: sie erhielten Pensionen, sie erhielten Urlaub, Maximilian ist in vielen Dingen seiner Zeit weit vorausgeeilt. Er reorganisierte auch die Wehrkraft des Landes, indem er eine Art von Landwehr, die „Landjahren“, schuf. Sie mußten regelmäßig zusammenkommen und sich vornehmlich im Schießen üben; die Erlaubnis zu heiraten, das Bürgerrecht, wurde oft mit dieser Tätigkeit verknüpft, besondere Prämien wurden für die Schußfertigkeit gegeben, wie etwa das Recht, in den kurfürstlichen Tiergärten sich ein Stück Wild zu erlegen. Das bairische Landrecht hat der Herzog im Codex Maximilianeus von 1616 zusammenfassen und neu kodifizieren lassen; polizeiliche Maßnahmen gegen arbeitsscheues Gesindel werden ergriffen; ja beim Auftreten der Pest von 1634 werden Vorschriften empfohlen: wie Absperrung der Grenzen, Isolierung der Kranken, Verbrennung ihrer Kleider, Reinlichkeit, kräftige Ernährung, die an ganz moderne Erlässe gemahnen.

Soweit es der Krieg zuließ, der immer wieder feindliche oder freundliche Heere — und zwischen beiden war kein großer Unterschied — innerhalb der bairischen Grenzen haufen und brandschätzen sah, hat Maximilian auch für den Aufschwung der Gewerbe und der Wirtschaft gewirkt. Kommerzkollegien wurden errichtet, die besonders zu sorgen hatten für die Entfaltung des bairischen Handels; der

Tuch- und Lodenindustrie, die bereits vor dem Kriege in starker Abnahme begriffen war, wurde wieder aufgeholt; auch der Lederindustrie, der Anpflanzung von Maulbeerbäumen, der Erzeugung von Glas, dem Bergwesen wurde größte Aufmerksamkeit geschenkt, vornehmlich die Salzgewinnung ausgebeutet. Die geistigen Interessen hat Maximilian nicht vernachlässigt, die Kunst hat in ihm einen warmen Förderer gefunden; was sein Großvater und Vater begonnen, setzte er fort, so die Sammlungen, die Hofbibliothek, er hat die neue Residenz bauen, den neuen Hofgarten anlegen lassen. Sein frommer Sinn hat die Entwicklung der Schulen immer mehr mit den geistlichen Orden in Verbindung gebracht, nicht weniger als sechs Jesuitenkollegien hat er gegründet, und auch sonst ist er in der Fürsorge für Ordensgeistliche, wie die Kapuziner, Karmeliter, Paulaner, von Frauenorden für die „englischen Fräulein“ weit gegangen.

Auf das eifrigste hat er den Katholizismus gefördert, die protestantischen Adligen zur Auswanderung gezwungen, streng durch Überwachung aller Art den Gebrauch verbotener Bücher hintangehalten. Von den Bürgern wurde vor Aufnahme in das Bürgerrecht die Ablegung des tridentinischen Glaubensbekenntnisses gefordert. Neue Feiertage wurden eingeführt, das Fastengebot wurde verschärft und auf dessen Beobachtung scharf gesehen, es waren der regelmäßigen Fasttage zwei in der Woche. Die Beamten mußten täglich die Kirche besuchen, sich an allen Prozessionen beteiligen, unter schwerer Ahndung zu Beichte und Kommunion gehen, beim Gebetkläuten mußte jeder niederknien.

Strenge war Maximilian von seinen jesuitischen Lehrmeistern in Ingolstadt erzogen worden; wenn man aber den Jesuiten nachsagt, daß es ihr vornehmstes Ziel sei, die eigene Meinung zu ertönen und den Geist des Jünglings völlig zu unterwerfen, so ist ihnen dies bei Maximilian gewiß nicht gelungen, denn immer bewahrte er sich sein unabhängiges Denken, die Freiheit des Entschlusses. Allerdings wird trotz mancher selbständigen Regung und bei allem Festhalten an den Rechten des Staates gegenüber der Kirche letztere doch mit der Wirksamkeit dieses Mannes höchlich zufrieden sein dürfen.

Von Kleinem, zartem Körperbau, hat er seinem Körper die höchsten Anforderungen abgerungen; von 4 Uhr des Morgens bis zum späten Abend hat er nur dem Wohle seines Landes gelebt und in schwerster Zeit Wunder an Arbeitstätigkeit verrichtet. Ein Spruch, den er sich geprägt hat, gibt den Kern seines Wesens am besten

wieder: „Der Fürst muß einer Kerze gleichen, die sich selbst verzehrt, indem sie anderen leuchtet“.

Was diesem süddeutschen katholischen Lande unter der Leitung eines bedeutenden Mannes in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gelungen ist: sich zu einem festgefügtten, gut verwalteten Territorialstaate zu konsolidieren, den Habsburgern bestimmend entgegenzutreten, das vollzog sich in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts in einem norddeutschen protestantischen Lande, in Brandenburg. Auch hier ist es das eigenste Verdienst seines Herrschers gewesen, durch Benützung günstiger Zeitumstände, in starker Anspannung nicht gewöhnlicher Herrschertalente, dies Ziel zu erreichen; von diesem Wirken und Werden ist nun zu berichten.

V.

Der Große Kurfürst.

Der Krieg war zu Ende, was war mittlerweile aus Deutschland geworden? ein rauchender Trümmerhaufen. Das Recht und die Sicherheit hatten aufgehört hier zu wohnen. Jede Art von regelmäßigem Geschäftsbetrieb mußte stocken, da der Kaufherr, der Handwerker, der Bauer die Früchte seines Fleißes rechtlos den nächsten besten Beutemachern überlassen sah. Eine Zeitlang hatte der Bauer, mit der Flinte in der Hand, den Boden bestellt; als er erfahren mußte, wie der Ertrag seines Schweißes in ein paar Stunden von der Soldateska niedergetreten, geraubt, verwüstet wurde, da lohnte ihm die Arbeit nicht mehr, lieber griff er selbst zur Musquete, um mitzurauben, dabei lebte sich's besser. Denn nicht nur durch den unabwendbaren Drang des Krieges, für den Unterhalt der Truppen, wurden Lebensmittel vernichtet und verwendet; was eine Schar Soldaten selbst nicht brauchte und nicht mitnehmen konnte, das wurde zerstört, schlechtthin aus Freude am Zerstoren, aus Mißgunst, daß es nicht andere fänden. Und was die durch Kampf und erbeuteten Wein aufgepeitschten Sinne an Frauen und Jungfrauen verübt, das läßt sich nicht schildern. Die Bestie im Menschen war losgelassen und herrschte schrankenlos; die Kugel des Feindes konnte morgen treffen, da galt es noch, das Heute zu genießen. Liegt das Land verödet, verwüstet, sind die Dörfer verlassen, so herrscht auf der Landstraße eine Unsicherheit, die Handel und Wandel unmöglich macht; und auch die Städte müssen in Wehr und Waffen stehen, sich durch hohe Geldzahlungen vor ärgeren Drangsalen sichern;

Tuch- und Lodenindustrie, die bereits vor dem Kriege in starker Abnahme begriffen war, wurde wieder aufgeholt; auch der Lederindustrie, der Anpflanzung von Maulbeerbäumen, der Erzeugung von Glas, dem Bergwesen wurde größte Aufmerksamkeit geschenkt, vornehmlich die Salzgewinnung ausgebeutet. Die geistigen Interessen hat Maximilian nicht vernachlässigt, die Kunst hat in ihm einen warmen Förderer gefunden; was sein Großvater und Vater begonnen, setzte er fort, so die Sammlungen, die Hofbibliothek, er hat die neue Residenz bauen, den neuen Hofgarten anlegen lassen. Sein frommer Sinn hat die Entwicklung der Schulen immer mehr mit den geistlichen Orden in Verbindung gebracht, nicht weniger als sechs Jesuitenkollegien hat er gegründet, und auch sonst ist er in der Fürsorge für Ordensgeistliche, wie die Kapuziner, Karmeliter, Paulaner, von Frauenorden für die „englischen Fräulein“ weit gegangen.

Auf das eifrigste hat er den Katholizismus gefördert, die protestantischen Adelligen zur Auswanderung gezwungen, streng durch Überwachung aller Art den Gebrauch verbotener Bücher hintangehalten. Von den Bürgern wurde vor Aufnahme in das Bürgerrecht die Ablegung des tridentinischen Glaubensbekenntnisses gefordert. Neue Feiertage wurden eingeführt, das Fastengebot wurde verschärft und auf dessen Beobachtung scharf gesehen, es waren der regelmäßigen Fasttage zwei in der Woche. Die Beamten mußten täglich die Kirche besuchen, sich an allen Prozessionen beteiligen, unter schwerer Ahndung zu Beichte und Kommunion gehen, beim Gebetläuten mußte jeder niederknien.

Strenge war Maximilian von seinen jesuitischen Lehrmeistern in Ingolstadt erzogen worden; wenn man aber den Jesuiten nachsagt, daß es ihr vornehmstes Ziel sei, die eigene Meinung zu ertöten und den Geist des Zöglings völlig zu unterwerfen, so ist ihnen dies bei Maximilian gewiß nicht gelungen, denn immer bewahrte er sich sein unabhängiges Denken, die Freiheit des Entschlusses. Allerdings wird trotz mancher selbständigen Regung und bei allem Festhalten an den Rechten des Staates gegenüber der Kirche letztere doch mit der Wirksamkeit dieses Mannes höchlich zufrieden sein dürfen.

Von kleinem, zartem Körperbau, hat er seinem Körper die höchsten Anforderungen abgerungen; von 4 Uhr des Morgens bis zum späten Abend hat er nur dem Wohle seines Landes gelebt und in schwerster Zeit Wunder an Arbeitstätigkeit verrichtet. Ein Spruch, den er sich geprägt hat, gibt den Kern seines Wesens am besten

wieder: „Der Fürst muß einer Kerze gleichen, die sich selbst verzehrt, indem sie anderen leuchtet“.

Was diesem süddeutschen katholischen Lande unter der Leitung eines bedeutenden Mannes in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gelungen ist: sich zu einem festgefügtten, gut verwalteten Territorialstaate zu konsolidieren, den Habsburgern bestimmend entgegenzutreten, das vollzog sich in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts in einem norddeutschen protestantischen Lande, in Brandenburg. Auch hier ist es das eigenste Verdienst seines Herrschers gewesen, durch Benützung günstiger Zeitumstände, in starker Anspannung nicht gewöhnlicher Herrschertalente, dies Ziel zu erreichen; von diesem Wirken und Werden ist nun zu berichten.

V.

Der Große Kurfürst.

Der Krieg war zu Ende, was war mittlerweile aus Deutschland geworden? ein rauchender Trümmerhaufen. Das Recht und die Sicherheit hatten aufgehört hier zu wohnen. Jede Art von regelmäßigem Geschäftsbetrieb mußte stocken, da der Kaufherr, der Handwerker, der Bauer die Früchte seines Fleißes rechtlos den nächsten besten Beutemachern überlassen sah. Eine Zeitlang hatte der Bauer, mit der Flinte in der Hand, den Boden bestellt; als er erfahren mußte, wie der Ertrag seines Schweißes in ein paar Stunden von der Soldateska niedergetreten, geraubt, verwüstet wurde, da lohnte ihm die Arbeit nicht mehr, lieber griff er selbst zur Muskele, um mitzurauben, dabei lebte sich's besser. Denn nicht nur durch den unabwendbaren Drang des Krieges, für den Unterhalt der Truppen, wurden Lebensmittel vernichtet und verwendet; was eine Schar Soldaten selbst nicht brauchte und nicht mitnehmen konnte, das wurde zerstört, schlecht hin aus Freude am Zerstören, aus Mißgunst, daß es nicht andere fänden. Und was die durch Kampf und erbeuteten Wein aufgepeitschten Sinne an Frauen und Jungfrauen verübt, das läßt sich nicht schildern. Die Bestie im Menschen war losgelassen und herrschte schrankenlos; die Kugel des Feindes konnte morgen treffen, da galt es noch, das Heute zu genießen. Liegt das Land verödet, verwüstet, sind die Dörfer verlassen, so herrscht auf der Landstraße eine Unsicherheit, die Handel und Wandel unmöglich macht; und auch die Städte müssen in Wehr und Waffen stehen, sich durch hohe Geldzahlungen vor ärgeren Drangsalen sichern;

der Handwerker muß viel öfter die Partisane, die Büchse führen, als die Axt und die Ahe; und trotzdem fallen auch viele Städte der ärgsten Verwüstung, ja selbst der Zerstörung anheim, wie beispielsweise das arme Magdeburg zu zweien Malen. Keinen Schutz gewährten die festen Schlösser der Herren; vor den immer mehr verbesserten Kartäunen, Feldschlangen, Mörsern hielten sie nicht stand, und eine so berannte und eroberte Burg lohnte doch oft an Kostbarkeiten, Geräten, Waffen und Wein den Sturm.

Bildung und Sitte konnten in dieser Zeit nicht gedeihen; von einem Unterricht, besonders der niederen Schulen, war nicht die Rede; die Jugend wuchs heran, wie sie wollte; ein kühnes herrliches Leben schien ihr das Soldatenleben, die Soldaten waren die Herren in Deutschland; wie sie sich räusperten und wie sie spuckten, das wurde ihnen emsig abgeguckt: das Schwert und das Gold, sie wurden Regenten; Treue, Anhänglichkeit, Rechtschaffenheit, Zucht und Ehrbarkeit waren Märlein aus verflungenen Tagen.

Und als die Kirchenglocken dann durch Deutschland erschallten und den abgeschlossenen Frieden verkündeten, da fanden sie ein neues Geschlecht, das groß geworden war in unbändiger Freiheit, in Roheit, Kampf und Zügellosigkeit, das sich nicht gleich in die Friedenszeit, in die obrigkeitliche Führung, in die Achtung vor den Gesetzen schicken konnte. Fertigkeiten waren verloren gegangen, die erst mühsam wieder gewonnen wurden; die Hand, die das Schwert geschwungen, hatte verlernt den Pflug zu führen; es fehlte vor allem an Menschen. Da war es kein Wunder, wenn jetzt die Landesherren mit allen Mitteln eingreifen mußten, um abzuhelpen; der Eintritt mannbarer Leute in die Klöster wurde verboten; Doppel- und dreifache Ehen mit Vorwissen der Kirche geduldet. Aber Jahrzehnte mußten vergehen, bis wieder überall in Deutschland die Fluren prangten, das nötige Material wieder vorhanden war, Obstbäume Früchte trugen, die Handelskarawanen ruhselig ihre Straßen zogen, die Dorfschulmeister, die zuerst meist abgedankte Soldaten waren, etwas kenntnisreicher geworden waren, das Handwerk wieder seinen goldenen Boden fand, die Kunst das Leben zu verschönern begann und die Dichtkunst es der Mühe wert hielt, neue Verse zu schmieden.

Unbarmherzig war auch in diesen Stürmen an der Autorität des Kaisertums in Deutschland gerüttelt worden. Ferdinand II. war nur der Kaiser einer Partei gewesen, nur an die Erhöhung der katholischen Kirche, nicht an das Wohl des Reiches dachte er.

Erst im letzten Jahrzehnte des Krieges trat sein Sohn, Ferdinand III., wiederum als Schützer und Mehrer des Reichs gegen die auswärtigen Feinde auf; kaiserliche Heere sind es ja, die gegen die Schweden und Franzosen kämpfen, aber viel zu schwach ist des Kaisers Majestät dazu, die deutschen Fürsten selbst müssen ihr Schicksal in die Hand nehmen und mit den Fremden verhandeln. So sehr die religiösen Unterschiede sich unter dem Kriegslärm abschwächen, so sehr wachsen die staatlichen, territorialen heran. Krieg und Politik erzeugen die stehenden Heere, das dazu nötige Geld nehmen die Fürsten von ihren Untertanen. Gleich nach dem Friedensschlusse setzte der Reichstag von 1653 fest, die Fürsten hätten das Recht, zu „Defensionszwecken“ Abgaben von ihren Untertanen einzuhoben. Das bedeutete eine gewaltige Stärkung der Fürstengewalt. Während niemand die Fürsten zwingen konnte, dem Reiche Steuern zu zahlen, trieben sie jetzt solche zu eigenen Gunsten ein; betreffs der Höhe und der Verwendung derselben waren sie gleichfalls so gut wie unumschränkt. Besonders beliebt wurden die Abgaben auf Lebensmittel, die Akzise. Immer selbständiger wurden die Fürsten dem Kaiser gegenüber, immer selbstherrlicher traten sie ihren Ständen entgegen, die absolute Fürstengewalt nach oben und unten hin ward damals in Deutschland begründet. Unter diesen Fürsten ist es vor allem der Hohenzoller Friedrich Wilhelm gewesen, der durch tüchtige Verwaltung, geschickte Politik und ein starkes Heer die Größe seines Geschlechts begonnen hat.

Verhältnismäßig spät ist das Geschlecht der Hohenzollern in der deutschen Geschichte nachweisbar. Gefällige Genealogen haben es früher und später in schwindelnde Fernen alter Zeiten hinaufgeführt; in früheren Jahrhunderten war es leicht eine Brücke zu schlagen zu Julius Cäsar oder gar zu einem Propheten des Alten Testaments: mit Sicherheit können wir im 11. Jahrhunderte zum ersten Male einen Grajen nachweisen, der seinen Namen nach der schwäbischen Burg zum „Hohen Zollern“ trägt. Die Familie blüht rasch heran, Gott Hymen mischt sich hinein, um ihren Besitz zu vergrößern, schwäbisches Land wird mit reichen fränkischen Besitzungen verbunden, aus denen später die Fürstentümer Ansbach, Bayreuth und Kulmbach entstanden sind. Im Jahre 1227 trennen sich die beiden Linien, die schwäbische und fränkische; die erstere, die katholisch geblieben ist, hat 1849 ihr Land der anderen freiwillig übertragen. Sie ist erst in neuer Zeit wieder mehr hervorgetreten, als ein Glied derselben außersehen ward, die Königskrone von Spa-

nien zu tragen und damit den Krieg von 1870 heraufbeschworen hat, ein anderes tatsächlich die Krone von Rumänien erhielt, die es heute noch in Ehren trägt. Viel reicherer Glanz aber erhöhte die fränkische Linie, die in Luthers Zeiten zur neuen Lehre, dann Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zum Calvinismus übergetreten ist: durch tüchtige Männer erwarb sie frühzeitig Amt und Ansehen; Burggrafen von Nürnberg sind sie geworden, haben aber bald die alte Burg selbst der Reichsstadt verkauft und sich auf die Regierung ihrer fränkischen Besitzungen beschränkt. Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts sind sie zu der Mark Brandenburg in Beziehung getreten. Zur Abwehr gegen den slawischen Feind waren eine Reihe von Grenzländern geschaffen worden, die die Verteidigung des weiter westwärts gelegenen Landes zu besorgen hatten: Marken. So die Uckermark, Neumark, Ufermark, die mit anliegenden Landesteilen vereinigt, die Mark Brandenburg gebildet haben. Sie ist zuerst von sächsischen Grafen verwaltet worden, kam später in den Besitz der Wittelsbacher und Luxemburger; sie tritt in Verbindung mit Böhmen. Frühzeitig machen sich in Brandenburg unbotmäßiger Adel und frei emporstrebende Städte — vor allem die Schwesterstädte Berlin und Cölln an der Spree — bemerkbar. Kaiser Sigismund ist nicht mehr imstande, das weite Gebiet seiner Erblande zugleich mit dem Kaisertume zu beherrschen; besonders das in völliger Auflösung und Gärung befindliche brandenburgische Gebiet verursacht ihm Sorge; so löst er es ab und übergibt es 1415 dem Burggrafen Friedrich von Zollern zur eigenen Verwaltung, belehnt ihn zwei Jahre später, 1417, feierlich mit dem Kurfürstentum. Von diesen Tagen bleiben Land und Familie unzertrennbar miteinander verbunden und begründen die Größe des Geschlechts. Es ist ein Geschlecht, dem der Himmel eine Reihe tüchtiger sorgsamer Regenten geschenkt hat, die es verstanden, Ordnung im Innern zu halten und nach außen hin den Besitz in glücklicher Art zu mehren, die es aber auch verstanden haben, aus der Reihe der Untertanentaugliche Kräfte auszulesen, mögen diese nun mehr als Handlanger ihren Herren gedient haben, mögen sie oft die Gestalt des eigenen Fürsten um Haupteslänge überragt haben; nicht nur die Treue des Volkes gegen den Herrn war das Glück der Zollern, auch die Treue der Fürsten gegen ihre Untertanen hat sie ausgezeichnet.

Mit schwerer Mühe haben sie nun zunächst in der Mark Brandenburg Ordnung gemacht; die Unbotmäßigkeit der abligen Herren, wie der Quisows, gebrochen, das Freiheitsgelüst der Städte gebändigt;

es ist das nicht auf einmal geschehen und nicht ohne spätere Nachwehen geblieben, aber die Fürsten haben ihre Autorität durchgesetzt. Es war das erste Reichsland, das indirekte Steuern eingeführt bekommen hat; damit sichere Einnahmen für die Verteidigung und Verwaltung des Landes. Bier und Korn waren die ersten Produkte, die dieser Besteuerung, der Akzise, unterworfen gewesen sind.

Fast ohne Ausnahme sind die Zollern treue Vasallen der deutschen Kaiser und Anhänger der Habsburger gewesen, was ihnen eine ganze Reihe von Vorteilen und Ausichten eröffnet hat. Anfang des sechszehnten Jahrhunderts wurde einer der fränkischen Hohenzollern — die fränkischen Fürstentümer waren schon früher von der Mark Brandenburg abgetrennt worden — zum Hochmeister des deutschen Ritterordens gewählt; seitdem blieb diese Würde bei der Familie. Er beherrschte Ostpreußen mit Königsberg, Thorn, während Westpreußen mit Danzig polnisches Eigentum war. Früh hatte der Ritterorden nach heftiger aber unglücklicher Gegenwehr sein Land von Polen zu Lehen nehmen müssen. Mit breiter Macht schiebt sich dazumal das Land Polen von den Ufern des Schwarzen Meeres bis zur Ostsee hinauf, Nachbar der Türken, der Russen, sie beide von dem übrigen Europa abtrennend mit den Hauptorten Krakau, Warschau und Danzig. Da war es nun von weittragendster Bedeutung, daß Albrecht von Hohenzollern, der Hoch- und Deutschmeister, 1525 sein geistliches Gewand abtat und im Einvernehmen mit der polnischen Lehensmacht das Fürstentum in ein weltliches und erbliches umwandelte. Der Zusammenhang mit der übrigen Familie blieb bestehen, indem ihr 1568 die Mitbelehnung mit dem Herzoge von Preußen zugestanden wurde. Ebenso hat es die hohenzollernsche Familie verstanden in Schlesien einzudringen: 1524 wurde das Fürstentum Jägerndorf von einem jüngeren Sohne erworben, 1537 mit den Herzogen von Brieg, Liegnitz und Wohlau, aus dem Stamme der Pfaffen, ein gegenseitiger Erbvertrag abgeschlossen.

Derlei Verträge, durch die der überlebende Teil die Gebiete des anderen erben sollte, waren damals häufig; es waren, wenn man einen modernen kaufmännischen Ausdruck anwenden will, Rückversicherungen, untereinander abgeschlossen, gegen möglichste Eingriffe des Lehensherrn, also gewöhnlich des deutschen Kaisers, im Falle von Schlesien aber der Krone Böhmen. Natürlich daß zur Rechtsgültigkeit solcher Verträge eigentlich die Zustimmung des Lehensherren gehört hätte; aber die Eigentumsverhältnisse verwischten sich immer mehr; so wie nicht nur der Lehensträger und seine direkte Nachkom-

menschaft, sondern die ganze Familie in ihren weitesten Verzweigungen für erbberichtigt angesehen wurde, so bildete sich immer mehr das Herkommen aus, daß aussterbende Geschlechter selbst für die Zukunft ihres Besizes sorgten und der Begriff eines erledigten Reichslehens wenigstens bei den großen Herrschaften etwas Unerhörtes wurde. Darum erregte Ferdinands II. Eingreifen in diese Verhältnisse betreffs Jägerndorfs, der Oberpfalz, Mecklenburgs die Gemüter der damals lebenden Fürsten so ungeheuer; darum sind auch lehensherrliche Bestätigungen solcher Erbverträge als nicht besonders wichtig angesehen worden und es war dann immer eintretendenfalls eine Frage der Macht und der Umstände, ob sie Geltung haben sollten oder nicht. Man hat mit Eifer die Geschichte des Erbvertrags von 1537 zwischen Brandenburg und Schlesien verfolgt, wie er bald bestätigt wird, wie diese Bestätigung bald ausdrücklich ihm entzogen wird, man hat mit Tiefsinn die Frage erörtert, ob in diesem besonderen Falle, gestützt auf frühere Gnadenakte der böhmischen Könige, die Piastenherzoge das Recht gehabt hätten, souverän über ihre Staaten zu verfügen oder nicht: alles das nur, weil es einmal später Friedrich dem Großen gepaßt hat, diese Ansprüche hervorzukehren und weil er die Macht gehabt hat, sie durchzusetzen. Still muß sich da das Recht vor der Macht beugen, es hat nur die Genugthuung, bänderreiche Erkurse über diese Fragen zu gebären. Und wenn Friedrich der Große tausendmal mehr im Unrechte gewesen wäre, als er es war, er hätte doch Schlesien erobert!

Ein gleicher Erbvertrag wird mit den nördlichen Nachbarn von Brandenburg, den Herzogen von Pommern, abgeschlossen. Es war das ein äußerst wichtiger, mit allen Mitteln anzustrebender Besitz, da Pommern Brandenburg vom Meere abschneidet und überdies das Ende aller Flußläufe von Bedeutung beherrsichte, die aus der Mark der Ostsee zueilten.

Vorübergehend, 1566, kam die hohenzollernsche Familie auch in den Besitz des wertvollen Bistums Magdeburg; letztere Stadt, die ihre Reichsunmittelbarkeit zu erklämpfen nicht imstande war, bildete damals einen überaus wichtigen Stapelplatz an der Elbe, da sie nicht nur diesen Fluß sperrete, sondern auch der Mittelpunkt wichtiger und bedeutsamer Straßenläufe war, so der Straßen aus Westdeutschland nach Polen und Rußland. Magdeburg ging bald wieder an die sächsischen Herzöge verloren.

Sehr bedeutsam wurde eine Verbindung der Hohenzollern mit den Herzogen von Meve. 1609 starb dieses Herzogshaus aus, das

über schönen Landbesitz am Rheine verfügte: über Kleve, Mark, Jülich, Berg, Ravensberg und Ravenstein mit dem Hauptort Düsseldorf. Aber nicht allein die Hollern konnten da Erbrechte vertreten: auch Pfalz-Neuburg, auch Sachsen, auch die Habsburger konnten sich auf Verwandtschaft und Verträge berufen. Wirkungsvoll blieben nur die Ansprüche der Pfälzer; ein erbitterter Haß erhob sich zwischen den Hohenzollern und den Neuburgern, der in offenen Krieg ausartete; die Zeiten, die aber gewaltigere Bündmassen zu verzehren hatten, ließen solche lokale Brände nicht um sich greifen, es kam zu verschiedentlichen Ausgleichen, die endlich zur Teilung führten, demnach Kleve, Mark und Ravensberg zu Brandenburg kamen, während der übrige — reichere — Teil an Pfalz-Neuburg fiel.

Was im sechzehnten Jahrhundert vorbereitet worden war, das erfüllte sich im nächsten: 1618 übernahm der Kurfürst von Brandenburg die Regierung im Herzogtume Preußen für den schwachsinnigen Regenten und nach dessen Tode wurde der Kurfürst als Herzog anerkannt, damit die Vereinigung dieser beiden Länder vollzogen. Im Jahre 1637 starb der letzte Herzog von Pommern, Bogislaw, und eröffnete damit eine neue Aussicht auf wichtigen Landwerb.

Der Fürst, dem damals diese Glückfälle in den Schoß fielen, gehört nicht zum Durchschnitte hohenzollernischer Regenten, er bildet eine Ausnahme des tüchtigen Geschlechts. Es ist Georg Wilhelm, von dem wir bereits erzählen mußten, wie schwankend und unstet er in seiner Politik gewesen, wie er unter dem Einflusse seines katholischen Ministers, Adam von Schwarzenberg — gleichfalls einem fränkischen Geschlechte entstammt — sich dem Kaiser besonders ergeben gezeigt und nur unwillig mit dem Schwedenkönige sich einließ. Er ist dann dem Prager Frieden beigetreten, ohne dafür ein Entgelt zu erhalten, wie der Sachse, und die neuerliche feindliche Stellungnahme gegen Schweden hat ihm den Haß dieses Staates zugezogen, der sich in unerbittlicher Drangsalierung des Landes äußerte. Auf das schwerste ist die Mark dazumal heimgesucht worden von der Kriegsfurie, sie fiel fast ganz in Feindeshand; in die äußersten Gebiete, nach Ostpreußen, mußte sich Georg Wilhelm zurückziehen; die Not der Zeit wurde dort sowohl wie in Kleve, im rheinischen Land, von den Ständen benutzt, um sich eine möglichst unabhängige Stellung zu sichern; was in der Mark und in Franken noch übrig geblieben war, schien mehr schwarzenbergisch zu sein als hohenzollernisch. In tiefster Ohnmacht ist Georg Wilhelm 1640

aus dem Leben geschieden; wenige Monate später folgte ihm sein Minister im Tode nach, bevor er noch den Umsturz der Verhältnisse, das neue Regiment, an seiner eigenen Person erfahren konnte. Aber sein Sohn erfuhr es, daß man der Herrschaft des Vaters schuld gab an dem entsetzlichen Zustand Preußens; dem verstorbenen Adam von Schwarzenberg wurde der Prozeß gemacht, Ehren und Vermögen der Familie genommen; der Sohn Johann Adolf verließ Brandenburg, trat in kaiserliche Dienste und ist hier, vom Glück begünstigt, der Schöpfer des ungeheuren Besitzes und des großen Einflusses geworden, dessen sich dieses Geschlecht noch heute in Oesterreich erfreut. Der neue Herr in Brandenburg hieß Friedrich Wilhelm I., er ist in der Geschichte unter dem Namen des „Großen Kurfürsten“ bekannt.

Er ist am 16. Februar 1620 in Berlin geboren worden, seine Mutter war eine pfälzische Prinzessin. Friedrich Wilhelms Jugend war von großen auswärtigen Ereignissen umwozt und reich an Eindrücken, die maßgebend geworden sind für seine spätere Entwicklung. Sieben Jahre alt, kam er mit seinem Erzieher, Johann Friedrich von Calcum, genannt Leuchtmar, nach Küstrin, später zu einjährigem Aufenthalte nach Wolgast an den Hof seiner Tante, Marie Eleonore, der Gattin Gustav Adolfs. Von weittragendster Bedeutung für ihn blieb es, daß er 1634 nach den Niederlanden geschickt wurde, an den Hof seiner oranischen Verwandten. Seitdem dieser Familie in Wilhelm dem Schweigsamen ein hochbedeutender Fürst erstanden war, der den Freiheitskampf seines Vaterlandes gegen Spanien durchgeführt und damit im Westen Europas ein wichtiges protestantisches Zentrum geschaffen hatte, durchwehte das Haus Oranien ein weltpolitischer Geist, über die gewöhnliche Kirchturmpolitik jener Tage weit hinausreichend; gestählt in jahrzehntelangem heißen Kampfe, in Not und Entbehrung groß geworden, in starkem Glauben Trost findend gehörte es an Bildung, Einfluß, Charakterfürgung zu den ersten Familien der Zeit. Vier Jahre verbrachte Friedrich Wilhelm dort im Verkehr mit tüchtigen Staatsmännern, die Entwicklung eines freien, mächtigen Handel treibenden Landes aufmerksam verfolgend. Die Ordnung, die Toleranz, der weite Blick, die unfehlbar mit einem über die ganze Welt reichenden Verkehr verbunden sind, machten den größten Eindruck auf den jungen Kurprinzen; die Bedeutung des Weltmeeres wurde ihm klar. Viel hat er gelernt für sein späteres Leben; wenn er seine Beamten zu strenger Pflichterfüllung antreibt, wenn er in religiösen Dingen von

größter Duldsamkeit bleibt, wenn er selbst die schwache Fessel des polnischen Lehensverbands um jeden Preis abschütteln, wenn er eine Kolonialpolitik für Kurbrandenburg schaffen will und seine Zukunft auf dem Meere sieht, leidenschaftlich nach den pommerschen Häfen strebt, so sehen wir in allem die holländischen Lehrjahre sich offenbaren. Der freie Geist der Niederlande paßte aber nicht ganz zu den beschränkten Ansichten Georg Wilhelms; er fand, sein Sohn könnte dort politische Eindrücke erhalten, die übel zur kaiserlichen Politik des Kurfürsten taugen würden, und so nahm er ihn 1638 zu sich nach Königsberg. Friedrich Wilhelm kam eben zurecht, um zu sehen, wie der Versuch des Vaters, sich des erledigten Pommerns zu bemächtigen, kläglich scheiterte. In stiller Verschlossenheit hat er die nächsten zwei Jahre verbracht, klug schweigend zu dem, was er nicht ändern konnte. Der 1. Dezember 1640 rief ihn zur Regierung; auch jetzt hat er nicht übereilt in die Dinge eingegriffen, bevor ihm dazu Nötigung ward, starb im März 1641 Schwarzenberg und Friedrich Wilhelm war Alleinherrscher. Sofort nun wurde der Umschwung in der brandenburgischen Politik fühlbar. Daß dieses Land, wenn möglich, im damaligen Sturme Neutralität gewahrt hätte, wäre für Friedrich Wilhelm verständlich gewesen, daß es sich aber um nichts und wieder nichts dem Kaiser, der katholischen Partei angeschlossen hatte und dadurch in einen verheerenden Krieg mit den Schweden sich einlassen mußte, dafür fehlte ihm das Verständnis. Seine Ausbreitungspläne gedachte er wohl auch ohne den Kaiser durchzuführen; im Gegenteile, er wußte genau, daß Schweden zu seiner „Asssekuration und Satisfaktion“ ebenfalls auf Pommern die Augen geworfen hatte; auf freundschaftlichem Wege mußte darum diese Klippe umschifft, für Schweden eine andere Vergrößerung aus- gesucht werden; der Kaiser würde niemals seine Waffen dafür einsetzen lassen, daß Brandenburg eine gewaltige Gebietsvermehrung durch Pommern erhielte, das konnte nur im Einverständnisse mit des Kaisers Feinden geschehen. Und war es nicht möglich, ganz Pommern zu erhalten, so mußte ebenfalls im Einverständnisse mit den Schweden und mit Frankreich für Brandenburg dafür eine Entschädigung ausfindig gemacht werden: dafür schien dem neuen Kurfürsten das kostbare Magdeburg geeignet. So richtete die brandenburgische Politik in den nächsten sieben Jahren, die noch bis zum Abschlusse des Westfälischen Friedens verliefen, ihr Augenmerk auf die Erwerbung von Pommern und Magdeburg. Noch 1641 schloß Friedrich Wilhelm seinen Frieden mit den Schweden, erlangte die Beleh-

nung Preußens durch die Krone Polens, fuhr mit eiserner Faust in die flebische Unordnung hinein, bahnte politische Beziehungen zu den Niederlanden und zu Frankreich an. Er hob mit einem Schlage Brandenburg-Preußen aus einem deutschen Kleinstaate zu einem europäischen Mittelstaate empor; darin liegt seine Bedeutung für sein Land.

Man hat gerne in begreiflicher Bewunderung der politischen Staatskunst des Großen Kurfürsten alles Lob auf ihn gehäuft, das einem heutigen deutschen Fürsten taugen würde, und hat sich gefallen, ihn zu einem nationalen Heros zu stempeln: man hat da moderne Begriffe auf frühere Zeiten angewendet, Begriffe, die damals keine Geltung hatten. Abgesehen von den Theorien wissenschaftlicher Gelehrter und den Träumen hoffnungsreicher Phantasten hat es in der Wirklichkeit keine nationalen Berührungspunkte im damaligen deutschen Staatsleben gegeben; um es kurz und drastisch auszudrücken: es gab einen kurfürstlich Brandenburgischen, einen bischöflich Bambergischen, einen reichsstädtisch Straßburgischen Patriotismus, aber keinen allgemeinen deutschen, und Friedrich Wilhelm nachsagen, er sei ein Deutscher gewesen, im heutigen Sinne des Wortes, heißt seine Zeit gründlich verkennen.

Mit der äußersten Zähigkeit hatte der Brandenburger im Westfälischen Frieden um Pommern gekämpft, da er von keiner Seite Unterstützung fand, aber nachgeben müssen; nur ein kleines Stück Hinterpommern, den östlichen, weniger bedeutsamen, keinerlei wichtige Flußläufe beherrschenden und keinen guten Hafen umfassenden Teil bekam er; das schöne Vorpommern mit Rügen, den Inseln Usedom und Wollin, mit Stettin, mit der Obermündung fiel an die Schweden. Zugleich erhielten sie Wismar und an der Nordsee die Bistümer Bremen und Verden, allerdings ohne die betreffenden Städte. Dafür erzwang sich aber Friedrich Wilhelm in unnachgiebiger Festigkeit reiche Entschädigung durch die Einverleibung der Stifte Minden, Ramin und Halberstadt und durch die Aussicht auf die Erwerbung von Magdeburg. Nach dem Tode des damaligen sächsischen Administrators sollte es an Brandenburg kommen, ein Fall, der 1680 wirklich eintrat.

Von großer Bedeutung war es, daß Schweden und Frankreich Garanten dieses Friedensschlusses wurden und dadurch für alle Zeiten das Recht bekamen, sich in die deutschen Verhältnisse einzumischen; sie konnten bei den Reichstagen Gesandtschaften unterhalten, Schweden wurde selbst (für Pommern) Reichsstand.

Von den großen Fürstengeschlechtern Deutschlands hatten nur Sachsen und Brandenburg bedeutendere Gebietsvergrößerung erreicht, ersteres die im Frieden von Prag (1635) erhaltenen beiden Lausitzen behauptet; es frug sich, welcher Staat mit mehr Glück da fortfahren werde; es ist das Verdienst Friedrich Wilhelms gewesen, schon im nächsten Jahrzehnt einen weiteren Schritt vorwärts zu tun, indem es ihm gelang, eine Provinz von allen Lehensfesseln zu befreien und sie völlig frei und souverän zu beherrschen: Preußen. Die vielverschlungene Politik, durch welche er dies erreichte, ist rasch geschildert.

Der alte Gegenjaz zwischen Polen und Schweden, die Rivalität an der Ostsee, gesteigert durch verwandtschaftliche Reibungen in derselben Familie, denen die Könige von Schweden und Polen angehörten, konnte nicht anders als durch die Entscheidung der Waffen ausgeglichen werden. Nachdem Gustav Adolfs seltsame Tochter Christine ihre Krone niedergelegt hatte, kam ein pfälzisches Fürstengeschlecht auf den schwedischen Thron, das in drei überaus kriegerischen Fürsten: Karl X., Karl XI., Karl XII. geherrscht hat. Karl X. begann den Krieg mit Polen. In diesem hätte der Kurfürst von Brandenburg als Herzog von Preußen, also als Lehensmann Polens, für letzteres die Waffen führen sollen, er hat es anfänglich getan, um im entscheidenden Augenblicke abzufallen und mit dem Schwedenkönige sich zu verbinden. Polnisch-Preußen wird von Schweden erobert, Friedrich Wilhelm macht mit diesem gemeinsame Sache, um sich Ostpreußen unter schwedischer Oberhoheit zu erhalten. Zum ersten Male treten die brandenburg-preußischen Truppen in den Vordergrund; in der dreitägigen Schlacht bei Warschau, 1656, gewinnen sie Lorbeeren und machen ihren Fürsten zu einem begehrten Bundesgenossen. In einem weiteren Vertrage räumt Karl X. von Schweden dem Kurfürsten seinen ostpreußischen Besiz, vermehrt um Ermeland, ohne jede Lehensbeschränkung ein. Schweden kann sich in seiner gewaltigen Stellung nicht behaupten, es ist zu klein, um Weltmacht zu sein. Polen erholt sich von seiner Demütigung und in dem Augenblicke, wo es aufs neue gegen Schweden sich wendet, bricht Friedrich Wilhelm seine Bundesgenossenschaft mit Schweden und verbindet sich mit Polen um den Preis, Preußen ebenso souverän vom früheren, rechtmäßigen Besizer, Polen, zu erhalten, wie der schwedische Usurpator es ihm eingeräumt hatte; der Plan gelingt, Schweden wird geschlagen, und seit 1660 ist Friedrich Wilhelm souveräner Herr in Preußen. Die preußischen Herren verlieren damit

ihre Verbindung mit Polen, das ihren Sonderplänen oft Rückhalt gegeben hat, und in jeder Hinsicht kann der Kurfürst im fernem Osten jetzt den Herrn herauskehren.

Das nächste Jahrzehnt ist ein ruhiges geblieben, in welchem der Kurfürst sich den inneren Aufgaben seiner Regierung widmen konnte. Anders wurde es, als Ludwig XIV. dann seine großen Ziele zu verfolgen begann: die Herstellung der natürlichen Grenzen mittels Beraubung seiner Nachbarn, Spanien, Niederlande, Deutschland, wenn möglich auch mitten im Frieden, durch Inanspruchnahme aller längst abgetrennter Gebiete. Drei Kriege und zahlreiche sog. „Reunionen“ haben seinen Zwecken gedient; die wichtigste Beute, die er da machte, war wohl Straßburg. In diese Kriege ist Friedrich Wilhelm aus drei Ursachen verwickelt worden, einmal durch die festgehaltene Verbindung mit dem Hause Oranien und den Holländern; zweitens durch seine Stellung als Reichsfürst und seinen Wunsch aus mehrfachen Ursachen die Gunst des Kaisers zu behaupten, endlich durch das Bündnis Frankreichs mit Schweden. Diese Verbindung, aus dem Dreißigjährigen Kriege stammend, wird durch reiche französische Geldspenden festgehalten; in dem sog. zweiten Raubkriege wird Schweden dazu veranlaßt, vom Norden her ins Reich einzufallen, um dessen Macht zu teilen. Nun mußte ein Krieg mit Schweden der brandenburgischen Politik besonders genehm sein, konnte sie doch daran denken, dadurch Vorpommern zu erobern. Das Schicksal schien günstig zu sein; im Heldentage von Fehrbellin (1675) werden die Schweden vollständig geworfen, die Brandenburger drängen auf schwedisches Gebiet los und bald liegt Vorpommern unterworfen zu ihren Füßen. Bald mußte aber Friedrich Wilhelm merken, daß Kaiser und Reich keine Lust hatten, einen Teilsürsten noch mächtiger werden zu lassen; da Ludwig XIV. sich energisch bei den Friedensverhandlungen für Schweden einsetzt, wird der Kurfürst genötigt, alle Eroberungen wieder herzugeben und auf Vorpommern zu verzichten. Schwer hat er diese Niederlage seiner Politik empfunden; schon Jahre vorher hatte er einmal grollend des Kaisers Partei verlassen und einen Sondervertrag mit Frankreich abgeschlossen, nun tut er es wieder; ja er tut noch mehr, er schließt sich im Frieden von St. Germain en Laye, 1679, ganz dem französischen Könige an, in der Hoffnung, vielleicht durch die Verbindung mit ihm von Schweden zu gewinnen, was ihm als Gegner nicht gelungen war, in der Hoffnung zugleich, vom Kaiser jetzt besser behandelt zu werden als bisher. Im Jahre 1675 waren die Piasten in Schlesien ausgestor-

ben; der Kurfürst legte seinen Erbvertrag vor und forderte die ihm daraus zustehenden Teile von Schlesien als Erbe: der Kaiser lehnte diese Forderung bestimmt und hochmütig ab.

Ein Gegensatz zwischen den Habsburgern und Hohenzollern kommt immer schärfer zum Vorschein und beherrscht von nun ab mit geringen Unterbrechungen die deutsche Geschichte, er ist erst in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entschieden worden. Brandenburg-Preußen wird ein mächtig vorwärtzstrebendes Fürstentum unter tüchtigen Regenten, mit guten Beamten und glänzenden Soldaten; es spürt eine gewaltige Kraft in seinen Adern und will diese Kraft nützen, es will heraus aus den engen Grenzen des Vasallentums, es will selbständig, frei werden in der europäischen Welt. In Wien, am Kaiserhofe, hat man kein Verständnis für die Kraft und die Sehnsucht des jungen Staates, man will ihn niederhalten, man will niemals, auch später nicht, im Könige von Preußen den Kurfürsten von Brandenburg vergessen und arbeitet mit allen Mitteln an der Unterdrückung der ehrgeizigen Macht. Nicht immer schien es natürlich klug zu sein, diese Abwehr und Feindschaft offen kundzutun, sie wird beschönigt, verschleiert, um dann um so beleidigender, aufreizender zu wirken, wenn sie entdeckt wird.

Die politische Verbindung Brandenburgs mit Frankreich dauert bis in das Jahr 1686; ersteres sieht aus diesem unnatürlichen Bündnis keine Früchte reifen; es erreicht nichts in Pommern, nichts in Schlesien, es erreicht nur, daß die Kraft des Reichs gelähmt ist und dasselbe widerstandslos in einem Waffenstillstande, 1684, die Übergriffe Ludwigs XIV. gegen deutschen Besitz, Straßburg inbegriffen, auf zwanzig Jahre gutheißend muß. Auch der französische König hat kein Verständnis für den Ehrgeiz und die Kraft des preussischen Staates, die in Friedrich Wilhelm damals verkörpert sind. Er glaubt genug getan zu haben, wenn er durch schöne Worte und durch ein Jahrgeld den Mann an seinen Thron geknüpft hat; er glaubt ihn damit gefesselt, Deutschland unschädlich gemacht, er glaubt nichts weiter dafür zahlen zu müssen. Völlends unverständlich wäre ihm der Gedanke geblieben, vielleicht aus Rücksicht auf ihn seiner religiösen Politik Schranken aufzuerlegen. Ludwig XIV. hat die Protestanten in seinem Staate als politische Feinde auszrotten zu müssen geglaubt; das Edikt, das ihnen 1598 Duldung gebracht hatte, wird 1685 zurückgenommen; sie sind vogelfrei und wollen sie ihren Glauben erhalten, müssen sie ihr Vaterland verlassen. Darauf antwortet Friedrich Wilhelm mit dem Potsdamer Edikt, das den vertriebenen

Hugenotten in Preußen ein neues Vaterland anbietet. Zu Tausenden machen sie davon Gebrauch: ein Stamm braver in Not und Gefahr erprobter Männer und Frauen, treu, redlich, arbeitsam und geschickt, wird damit für Brandenburg erworben. Es war ein großer Gewinn für Preußen, dieses tüchtige, leichter fließende Blut, das sich dann trefflich mit dem trägeren deutschen mischte, diese fleißigen Hände, die französische Art und französischen Geschmack nach Deutschland verpflanzten, dieser ehrenhafte Sinn, der die Treue, die er seinem Herrgott bewahrte, auch dem neuen Vaterlande schenkte. Friedrich Wilhelms Haß gegen Unduldsamkeit, die kluge Voraussicht, für die spärlich bevölkerten heimischen Staaten ausgezeichnete Kolonisten zu gewinnen, der lang aufgespeicherte Grimm gegen das unseelige und fruchtlose Bündnis mit Frankreich haben diese Absage an Ludwig XIV. zuwege gebracht. Ohne die mindeste Rücksicht auf die Bestimmung des Westfälischen Friedens, daß Bündnisse mit dem Auslande dem Reiche nicht abträglich sein dürften, hatte der Große Kurfürst sein Bündnis mit Frankreich geschlossen, das in der That höchst schädlich für die Kraft des Reiches war; gewiß, er hat freudigen Herzens dasselbe gebrochen und die Verbindung mit den Welschen gelöst; aber er hätte es sicher noch länger fort dauern lassen, wenn er sich eines Gewinnes daraus für versichert gehalten hätte. Nun schrie aber der Zorn der deutschen Fürsten zum Himmel, überall rührte und regte es sich in Feindschaft gegen Frankreich, ein gewaltiger Krieg stand bevor, da konnte noch einmal ein Tag von Fehrbellin kommen, gegen Frankreichs Verbündeten Schweden, und Boy Wetter und Bliz! dann würde der brandenburgische Adler nicht mehr loslassen, was er in seine Krallen bekommen hatte! Denn gebessert und verändert war jetzt seine Stellung zum Kaiser.

Es war ein Meisterstreich frivoler Staatskunst, der eben damals dem kaiserlichen Gesandten Baron Fridag im Einverständnisse mit dem preußischen Thronerben Friedrich und dessen Freunde, dem Fürsten von Anhalt, gelungen war. Zäh hatte Friedrich Wilhelm an seinen schlesischen Ansprüchen festgehalten; abgesehen von der Erbschaft von Brieg, Liegnitz und Wohlau hatte man ja noch eine andere alte Rechnung mit dem Kaiser auszugleichen: Jägerndorf war den Hohenzollern genommen und nicht zurückgegeben worden, das war gleichfalls eine ungeschlossene Wunde. Zäh und unerschütterlich verteidigte der Kurfürst seine Ansprüche, nur wenn sie anerkannt wurden, wollte er von Frankreich ablassen, ein neues Bündnis mit dem Kaiser schließen; zäh und unerschütterlich versagte sich

der Wiener Hof den brandenburgischen Forderungen. Da verfielen die oben genannten Herren auf einen Ausweg; anscheinend gab der Kaiser nach und bewilligte eine kleine Gebietsabtretung in Schlesiens: der wenig bedeutende Kreis Schwiebus wurde dazu ausersehen. Zugleich verpflichtete sich aber der Kurprinz, diesen Kreis sofort nach seinem Regierungsantritte wieder dem Kaiser zurückzugeben; dafür bekam der schuldenreiche Prinz eine hübsche Abfertigung in Gold, bekam billige, weitausstehende Aussichten einer Vergrößerung durch Ostfriesland, und wurde der immerwährenden kaiserlichen Huld versichert, die er später für seine ehrgeizigen Pläne — er sehnte sich nach einer Königskrone — gut brauchen konnte, ebenso für die Unterstützung gegen das Testament des Vaters, das zugunsten der nachgeborenen Brüder aus der zweiten Ehe das Erbe des Kurprinzen schmälern sollte. Im tiefsten Geheim vor dem Vater wurde dieser niederträchtige Trevers vom Prinzen ausgestellt, der alte Herr genasführt und durch Abtretung von Schwiebus aufs höchste erfreut. Nun gab es kein Hindernis mehr, der Kurfürst warf sich dem Kaiser in die Arme, der Streit schien ausgelöscht, die Freundschaft auf ewig besiegelt. Und doch war es nur ein artiges Taschenspielerkunststück oder, wenn man will, ein unartiges Gauernerstück. Der alte Kurfürst hat nichts davon erfahren, der Himmel ersparte ihm diesen Schmerz, es hätte ihn sonst wohl jählings der Schlag gerührt; aber der junge Kurfürst, der Sohn, mußte einstmal bitter für seine Verstellung büßen und die Wunde am preussischen Staatskörper wurde durch diesen Scheinvertrag vergiftet.

Für den Augenblick war alles eitel Freude; der Geist des kommenden achtzehnten Jahrhunderts mit seinem *après nous le déluge* hatte den Kaiser, den Kurprinzen, die Diplomaten erfaßt; Friedrich Wilhelm war wiedergewonnen, der große Krieg gegen Ludwig XIV. konnte beginnen. Eben als er ausbrach, schloß der Kurfürst für immer seine Augen.

Wir lernten den Politiker kennen, sehen wir uns den Regenten, den Monarchen an. Wie wir bereits wissen, hat er mit starker Hand Ordnung geschafft in den alten und neuen Provinzen; starcköpfig wehrten sich die Stände von Kleve, die Herren und Bürger von Preußen gegen die Betonung der absoluten Herrscherrechte; rücksichtslos griff er ein und als man in Preußen die neuen Verhältnisse, die völlige Loslösung von den Polen nicht anerkennen wollte, da wurde der Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Rohde, festgenommen, zum Tode verurteilt und zu lebenslänglicher Ge-

jangenschaft begnadigt; und als zehn Jahre später die Stände wieder meuterten, da wurde ihr Rädelshführer, Christian Ludwig von Ralkstein, herausgegriffen und hingerichtet; beide Male ist es nicht abgegangen, ohne das Recht zu beugen; ohne Zaudern hat es der Kurfürst getan, um seine Macht zu erhalten. Die Stände ordneten sich unter; die kurfürstlichen Beamten hielten Zucht; der schon 1604 eingesetzte Geheime Rat wurde unter Friedrich Wilhelm 1651 neu belebt, rastlos arbeitete dieser an der Erschließung neuer Hilfsquellen, an der Überwachung der ganzen Verwaltung; zwei Tage vor seinem Tode, schon schwer leidend, hat der Große Kurfürst noch an diesen Beratungen teilgenommen. Straßen wurden angelegt, um den Verkehr zu fördern, eine neue Straßen- und Brückenordnung erlassen, die brandenburgische Post mustergültig eingerichtet, in den Jahren 1662—68 der Friedrich-Wilhelm-Kanal erbaut, zur Verbindung der Elbe mit der Oder. Die Industrie wird gefördert und das Handwerk unterstützt, besonders als es dann gelang, geschickte Arbeiter in den Hugenotten zu gewinnen; noch heute erinnern zahlreiche Namen in Berlin, in Magdeburg an diese Einwanderung. Für das flache Land werden geübte Landwirte aus Holstein als Lehrmeister nach Preußen übersiedelt. Frühzeitig trug sich Friedrich Wilhelm mit großen Gedanken von überseeischen Kolonien und einer brandenburgischen Marine, langsam werden sie verwirklicht; 1647 wird der Plan einer ostindischen Handelsgesellschaft entworfen mit einer Niederlassung in Guinea, die nur kurze Zeit blühte; 1682 dann eine afrikanische Handelskompanie gegründet, die sich bis Anfang des nächsten Jahrhunderts erhalten hat. Eine kleine Flotte wird geschaffen, die sogar 1681 einen Raperkrieg gegen Spanien beginnt; 30 Schiffe werden mit Raperbriefen ausgerüstet, sie sollen der spanischen Marine weiblichen Schaden zugefügt haben. Alles das blieben aber nur Eintagsdinge; sobald sich diese Kolonien, diese Marine überhaupt bemerkbar machten, wurden sie von England, von Holland unterdrückt, die keine Rivalen auf dem Meere aufkommen ließen, und Friedrich Wilhelms Nachfolger hatte andere Pläne, andere Sorgen. Es verdient aber festgehalten zu werden zum ewigen Gedächtnis, wie weitumspannend die Gedanken dieses Mannes gewesen sind. Zwei Jahrhunderte mußten vergehen, bevor die brandenburgische Flagge wieder die fernen Meere grüßen durfte.

Auch für das geistige Leben ist Friedrich Wilhelm voll Sorge gewesen; unter seiner Regierung schrieb Samuel Pufendorf seine Geschichtswerke, die zuerst von allen einer kritischen Untersuchung Rech-

nung getragen haben und damit die Vorläufer der modernen Geschichtswissenschaft geworden sind. Die Universitäten zu Frankfurt a. O. und Königsberg wurden ausgestaltet, am Rhein eine neue Hochschule in Duisburg errichtet, in Berlin die große Bibliothek begründet.

Die Verwaltung der königlichen Domänen wurde neu geordnet, die Erträgnisse derselben durch bessere Bewirtschaftung und durch große Sparsamkeit gehoben und als erster der Hohenzollernfürsten hat Friedrich Wilhelm die spärlichen, aber weise zusammengehaltenen Geldmittel des Landes dazu verwendet, um eine tüchtige Armee ins Feld zu stellen. Schon 1656 konnte er über 26 000 Mann verfügen; treffliche Generale wie Sparr, Derfflinger, Schöning, Friedrich von Homburg, Johann Georg von Anhalt halfen ihm sie zu erziehen und zu führen, er selbst war ein kriegerischer Fürst, der gerne an der Spitze seiner Regimenter weilte, der gerne eine felddienstmäßige Tracht trug. Man darf den Großen Kurfürsten den Schöpfer des preussischen Heeres nennen; bei Warschau sind diese Truppen zum ersten Male glanzvoll hervorgetreten; unter ihm wird der Übergang vom Söldnerwesen zum stehenden Heere durchgeführt. Was er bei seinem Regierungsantritte vorgefunden hatte, war eine kleine disziplinlose Horde von wenig über zweitausend Mann, mit ungebildeten Offizieren, ganz von ihrem Obersten abhängig, nur darauf bedacht, sich zu bereichern.

Der Gedanke einer Landesverteidigung durch Milizen war wohl vorhanden, aus dem alten Lehensystem hatte er sich entwickelt, aber, wo sie konnten, entzogen sich die Landleute der notwendigen Leistung; der eine sandte wohl als gestellten Soldaten einen Taubstummen, der andere zur Reiterei einen Klepper, der nicht mehr vorwärts konnte. In langsamer, mühsamer Arbeit hat der Kurfürst da Besserung gebracht, 1656 neue Kriegsartikel mit einem neuen Kriegseid eingeführt, den die Soldaten nunmehr nur ihm allein, nicht wie etwa früher auch noch dem Kaiser zu leisten hatten. Die Kriegsartikel, in denen beispielsweise auch für die moralische Erziehung der Truppen durch Anhaltung zum Gottesdienste (kein Soldat solle bei Strafe des Halsreisens den Gottesdienst verjäumen, der Feldkaplan sich aber nicht etwa trinken dazu einstellen) gesorgt wurde, drohten den Gemeinen wie den Offizieren mit grimmen Strafen bei allerlei Vergehen — aber barbarische Züchtigungen wie Nasen- und Ohrenabschneiden, die noch lange in der kaiserlichen und in der französischen Armee üblich waren, vermißt man hier bereits. Die Unabhängigkeit

der Obersten wird allmählich durch den Kurfürsten abgestellt, er geht zuerst daran, ihnen die bisher ausgeübte Jurisdiktionsgewalt und das Ernennungsrecht zu nehmen. Dazu gehörte freilich, daß der Fürst pekuniär unabhängig von seinen Obersten wurde und für die regelmäßige Zahlung des Soldes und der Verbeauslagen einstehen konnte — das ermöglichten ihm die fremden Subsidien; nur durch Hilfe der Zahlungen des Königs Ludwig XIV. konnte Friedrich Wilhelm seine Armee so ausbilden, wie er es getan. Er hob den sittlichen Zustand der Truppen außerordentlich; die ganze Roheit, Zügellosigkeit, Unbildung des Dreißigjährigen Krieges trieb er ihnen allmählich aus, fesselte den Offiziersstand an das Land, machte den Soldatenstand zu einem geachteten und patriotischen. Und wenn es auch an Überschreitung der Vorschriften, an Gewalttätigkeit aller Art, an Drangsalierung des Bürgers und Bauers im Frieden nicht gefehlt hat, so konnte doch 1686 der kaiserliche Gesandte Baron Fridag sich äußern: „außerlesene und wackere, auch besser münderte Völker sollten sich nicht leicht finden, auch dergestalt, daß kein Mann zu tadeln oder auszuschließen sei.“ Für die Ausbildung der Offiziere sorgten Kadettenanstalten, deren erste, eine „Akademie ritterlicher Übungen“, 1655 in Kolberg errichtet worden ist. Auch für die Versorgung und Verpflegung der Gemeinen war der Kurfürst bemüht; zwischen dem Geheimen Räte, der obersten Behörde, und den Kriegskommissären wurde ein General-Kriegskommissär eingeschoben mit zahlreichem Stabe, ein sehr wichtiger und verantwortungsvoller Posten, dessen bedeutendster Inhaber, Herr von Platen, auch die Handelspolitik, vor allem den Getreidehandel zu überwachen hatte: ein Zeichen, wie sehr damals in Brandenburg das Wohl und Wehe des Staats durch militärische Verhältnisse bedingt wurde. Die Pflege der Verwundeten wurde nicht vernachlässigt, 1675 in Spandau ein Invalidenhaus errichtet. Auf die technische Ausbildung der Armee war Friedrich Wilhelm ebenfalls bedacht: Jäger und Dragoner hat er da ausgebildet, die ersteren aus den kurfürstlichen Forstbeamten bestehend, die letzteren als Übergang zwischen Infanterie und Kavallerie, mit deutlichem Hinstreben zur letzteren Waffe, wie überhaupt der Kurfürst seine Reiter mehr geliebt hat als seine Fußtruppen, ohne dabei aber etwa letztere, oder die Artillerie und den Festungsdienst zu vernachlässigen. Der Bau der Festungen wurde durch holländische Ingenieure besorgt. Der Kurfürst war ein Mann der Offensive seinem ganzen Temperamente nach, dies tritt in der Kriegsführung, auch in seiner Vorliebe für die leichte Kavallerie hervor. Außeror-

deutlich war der Einfluß, den er auf seine Soldaten ausübte; unermüdblich teilte er mit ihnen Gefahren und Mühsale und hob damit den gemeinen Mann zu sich empor. Als Muster für alle Staaten konnten nach äußerem Aussehen und innerem Werte die 30 000 Mann preußischer Truppen dastehen, die er seinem Nachfolger hinterließ.

Sorglich ist der Kurfürst bemüht gewesen, durch die Heereseinrichtung, dann durch die gemeinsame Verwaltung ein Band zu schließen um die weit auseinanderliegenden, so unähnlichen Provinzen seines Landes, die vom äußersten Osten Deutschlands zum äußersten Westen reichten und lange noch ohne Zusammenhang geblieben sind. Gerade diese weite Spannung über deutsches Land ist dann providentiell geworden für die Aufgabe, die Preußen in Deutschland erfüllen sollte.

Es wäre unrecht, unter Friedrich Wilhelms Mitarbeitern den Namen eines Mannes nicht zu nennen, der besonders in der ersten Hälfte seiner Regierung tatkräftig für die spätere große Mission des Landes vorgearbeitet hat: Graf Georg Friedrich von Waldeck, der erste wohl, der in Brandenburg energisch den Gedanken einer Fürstenunion unter preußischer Führung vertrat, damit aber weit seiner Zeit vorangeeilt ist. Mit der späteren Politik seines Kurfürsten, besonders in bezug auf Frankreich, hat er sich dann nicht befreunden können.

Lange Zeit ist ein Projekt beraten worden, demzufolge der Kurfürst seine Cousine, die Königin Christine, Tochter Gustav Adolfs, hätte heiraten sollen; es ist nicht zustande gekommen und seiner Neigung folgend, ehelichte Friedrich Wilhelm 1646 Louise Henriette von Oranien, die Enkelin des großen Oraniers, eine liebenswürdige, feine, geistig hochstehende Frau, mit der er in glücklichster Ehe bis 1667 lebte. Aus dieser Ehe stammten zwei Söhne, Karl Emil, der neunzehnjährig starb, und der spätere Kurfürst-König Friedrich. Friedrich Wilhelm heiratete dann in zweiter Ehe, 1668, Dorothee von Holstein, eine weitaus derbere, lebensfreudigere Natur, als es die feinsinnige Holländerin gewesen war: aber auch mit dieser verband ihn herzliche Liebe. Sie schenkte ihm eine Reihe von Kindern, darunter drei Söhne, und blieb sehr besorgt um das Schicksal und die Ausstattung derselben. Daß sich diese und auch die Stiefmutter mit dem Thronerben sehr schlecht vertrugen, daß sogar unsinnige Gerüchte über einen Vergiftungsversuch an dem Kurprinzen ihren Weg am Hofe machen konnten, war ein trüber Schatten, der auf den Lebensabend Friedrich Wilhelms fiel; die Abneigung, die der junge

Thronerbe seinen Halbbrüdern zeigte, veranlaßte wohl den Vater, sehr gegen seine sonstigen Ansichten über die Zusammenfassung der Hausmacht, in einem Testamente die jungen Söhne mit eigenem Landbesitze zu bedenken.

Am 9. Mai 1688, schwer leidend an Gicht und Wasserjucht, schied Friedrich Wilhelm aus dem Leben. Breitschultrig, unterseht, knorrig und fest ist er durchs Leben gegangen, unter den buschigen Brauen starrten ein Paar scharfe, kluge Augen in die Welt, unter ihnen saß eine schiefe Adlernase, ein festes Kinn deutete auf Energie. Sein Wille war Gesetz; rücksichtslos hat er sich seinen Weg gebahnt; für alles Große hat er Sinn und Empfindung gehabt; über alles ging ihm sein Vaterland, sein Volk; das wollte er tüchtig und mächtig haben und nur Pflicht der Dankbarkeit, Anerkennung dieses gewaltigen, starken Mannes ist es gewesen, wenn ihn sein Volk den „Großen Kurfürsten“ genannt hat.

VI.

Kaiser Leopold I.

Nahezu 48 Jahre hat in Brandenburg-Preußen der Große Kurfürst regiert, sein jüngerer Zeitgenosse Leopold herrscht über die österreichischen Erblände ebensolange, über das römisch-deutsche Reich 47 Jahre; im selben Jahre wurde er geboren, als eben Friedrich Wilhelm zur Regierung kam. Während in dieser Zeit Brandenburg aufstieg an Umfang und Bedeutung im Deutschen Reich, ging es mit dem habzburgischen Einfluß abwärts; wie für Brandenburg, so ist es auch für Osterreich die entscheidendste Zeit gewesen, entscheidend für den künftigen Beruf dieser Staaten. So wenig man auch Leopold I. einen Deutschen wird nennen können, so sehr wichtig ist es doch für die deutsche Geschichte, zu lernen, wie unter ihm endgültig das Kaisertum der Habsburger sich von den deutschen Interessen abkehrt und damit einer anderen Familie den Weg zur Größe in Deutschland ebnet — den Hohenzollern. Darum darf wohl hier des weiteren über Leopold gesprochen, dabei ein Rückblick auf die Entwicklung der Habsburger gegeben werden.

Älter als die Hohenzollern sind die Habsburger; in der jetzigen Schweiz steht ihre Stammburg, ihren eigentlichen Stammbesitz begründeten sie in Schwaben; als die ersteren noch kleine unbedeutende Grafen waren, wurde ein Graf von Habsburg zu hohen Ehren be-

rufen. Rudolf wurde zum römischen Könige gewählt, er war einer der klügsten, schlauesten Herrscher, die jemals auf dem deutschen Throne gesessen sind; er verstand es nach Jahren der Unsicherheit, seine Macht ordnend wirken zu lassen und sie willkommen zu machen; er verstand es, die Mark Österreich, die damals herrenlos wurde, seinem eigenen Geschlechte zu verschaffen, diesen Besitz zu verteidigen und zu vergrößern. Seine nächsten Nachfolger auf dem Kaiserthron aus seiner Familie, Albrecht, Friedrich waren nicht geeignet, die große Politik des Ahns fortzusetzen, andere Geschlechter, Kaiserlicher, Wittelsbacher, Luxemburger, folgten den Habsburgern. Aber Österreich wußten diese zu behaupten, Kärnten, Krain, Steiermark, Tirol, reichen Besitz am Rheine, in Schwaben, die sog. österreichischen Vorlande, deren Hauptort Freiburg im Breisgau wurde, zu gewinnen. Auf Grund dieses immer größer werdenden Landbesitzes konnten sie wieder als Kandidaten für die Kaiserkrone auftreten, und als Sigismund von Luxemburg 1437 starb, wurde im nächsten Jahre Albrecht von Habsburg zum römischen Könige gewählt; seither haben die Habsburger mit einer kurzen Ausnahme (1740—45) die Kaiserkrone bis zum Untergange des römisch-deutschen Reiches getragen. Auf diesen Albrecht II. folgte sein Neffe Friedrich zu einer der längsten, aber unrühmlichsten Kaiserregierungen, 1439—93. Wenig geeignet war dieser schwache Fürst, das Reich zusammenzuhalten; aber er hatte Glück in seiner Hausmacht; er vereinigte einen großen Teil der österreichischen Erbländer, die in verschiedenen Linien auseinandergefallen waren, in seiner Hand, und wußte rechtzeitig das burgundische Reich an Österreich zu fesseln, durch die Heirat Maximilians, seines Sohnes, mit der Erbin desselben, Maria. Und noch weiter reichten dann diese Familienverbindungen, als der Sohn aus dieser Ehe, Philipp der Schöne, mit Johanna von Spanien vermählt wurde und eine Reihe unerwarteter Todesfälle dieses Paar zu Erben der ganzen spanischen Monarchie machte.

Mit diesen zwei Heiraten war fremdes Blut, burgundisches und spanisches, in das deutsche der Habsburger geraten, das fremde Blut erwies sich als stärker: schon Philipps ältester Sohn, den wir als Kaiser Karl V. kennen gelernt haben, ist ein Ausländer gewesen, der sich in Deutschland nie wohl gefühlt hat; in dessen Sohne Philipp II. lebt die spanische Linie der Habsburger weiter. Aber auch die deutsche Linie wird immer weiter durch fremden Einschlag beeinflusst. Ihr Begründer ist Karls jüngerer Bruder Ferdinand geworden.

Ferdinand I. ist ein kluger Monarch gewesen; obwohl überzeugter

Katholik, hat er doch den Protestanten nachgegeben, wo er es für nötig hielt, er hat nie über die Grenzen des Möglichen gegriffen. Frühzeitig trat ihm sein Bruder die Regierung über die österreichischen Lande ab, in überraschender Weise brachte ihm das Geschick Vergrößerung derselben. Zwar die Hoffnung, Württemberg zu erhalten, die ihm kurze Jahre gewinkt, erfüllte sich nicht. Dieses Land, das eine ausgezeichnete Verbindung zwischen den tiroler, schwäbischen und elsässischen Ländern der Habsburger abgegeben haben würde, konnte nicht behauptet werden, dafür aber fiel nach dem Tode des Jagellonen Ludwig II. Böhmen und Mähren an dessen Schwager, eben Ferdinand I. Böhmen wurde mit leichter Mühe gewonnen, dazu gehörten noch Mähren, Schlesien, die beiden Lausitzen. Dagegen gelang die Eroberung von Ungarn nicht und in heißen, jahrhundertelangen Kämpfen mußten die deutschen Erblande der Habsburger ihre Kraft einsetzen für die Gewinnung dieses Landes. Ein großer Teil Ungarns war von den Osmanen eingenommen worden; dieser Gegensatz, der sich hier zwischen den Türken und Habsburgern entfaltete, hat dann einen neuen Grund geschaffen für die Angriffe der Türken auf den Westen.

Unter Ferdinands I. drei Söhnen trat eine Teilung der habsburgischen Hausmacht ein, der älteste, Kaiser Maximilian II., behielt Nieder- und Oberösterreich samt Böhmen und Ungarn, der zweite, Ferdinand, vermählt mit der Augsburger Bürgerstochter Philippine Welser, schuf sich in Tirol seine Herrschaft, während der dritte, Karl, Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain) zugewiesen bekam.

Maximilian II. ist eine interessante Erscheinung, er zeigt, wie sehr damals die Welt durch den Protestantismus beeinflusst war, so daß selbst er, ein Habsburger, seiner Werbung unterlag, und man von ihm erwartete, er werde von dem alten Glauben abfallen. Doch im letzten Augenblicke besann er sich; er fand auch bei den protestantischen Fürsten nicht die Unterstützung, die er gebraucht hätte; die große Zeit sah da ein kleines Geschlecht, das in persönlichem Bank und theologischem Kleinfram aufging und die großen Interessen der neuen Lehre vernachlässigte. Maximilian hat jedenfalls auch mit Rücksicht auf die spanische Erbschaft den neuen Glauben nicht angenommen. Die Verbindung der deutschen mit der spanischen Linie der Habsburger war aufrechterhalten worden; der Kaiser selbst hatte seine Base Maria, die Tochter Karls V., geheiratet. Nun schien es eine Zeitlang, als sollte das spanische Königshaus aussterben; durch zehn Jahre hindurch waren die Söhne Maximilians anscheinend die nächsten Erben

und um sie darauf vorzubereiten, wurden die beiden ältesten in Spanien erzogen.

Diese Erziehung ist eine so eigenartige, den nichtdeutschen Charakter der damaligen Habsburger erklärende gewesen, daß es wohl lohnt, etwas länger bei diesem Kapitel zu verweilen; auch ist die Gestalt des ältesten Sohnes Maximilians II., der später Kaiser Rudolf II. wurde, so seltsam und psychologisch merkwürdig, daß auch seiner Person mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden soll.

Er war mit seinem jüngeren Bruder Ernst im Winter 1563 nach Spanien geschickt worden; im Mai 1564 kamen sie an ihrem Bestimmungsorte Aranuez an. Den Hofmeister, dem ihre Erziehung übertragen wurde, hatten sie sich selbst mitgebracht, es war Doktor Johann Tonner von Trübach. Als Grundlage des Wissens eines Prinzen wurde damals die lateinische Sprache betrachtet; nicht mit den Anfängen der Volksschule begann man, sondern mit der lateinischen Stilistik. Die klassischen Autoren waren das Mädchen für alles. Sollte Kriegsgeschichte gelehrt werden, so nahm man Cäsar und Vegetius zur Hand; galt es, den Prinzen in die Rechtswissenschaft einzuführen, so konnte dies nur mittels des Corpus juris geschehen; in die Staatsverwaltung weihte Aristoteles ein; sollte der künftige Herrscher für Ansprachen — im Reichstage, zu Gesandtschaften — vorbereitet werden, so lernte er diese Redekunst aus Sallust. Auch die Prinzessinnen entgingen damals dem Schicksale nicht, in frühester Jugend mit der lateinischen Sprache geplagt zu werden. Viel weniger wichtig erschien die Muttersprache, erst später lernten die Prinzen, sich in derselben halbwegs ausdrücken. Daß die Fürstensöhne an dieser klassischen Dressur keinen Gefallen finden konnten und gegen lateinische Grammatiken eine gewisse Antipathie ins Leben herübernahmen, das ist vielleicht begreiflich. Als in späteren Jahren ein Schulrektor dem Erzherzog Ernst eine lateinische Grammatik widmete, erhielt er dafür eine Gratifikation von einem Taler!

Wir besitzen die Aufgabenhefte der beiden Erzherzoge¹⁾; sie gewähren einen Einblick in die Art, wie diese herangedrillt worden sind; Erziehung kann man das nicht nennen. Tonner beginnt den Unterricht mit Terenz, dann kommt Cicero an die Reihe; schwer geht es mit dem Lateinisch-Sprechen. Die Prinzen müssen oft nach Hause berichten; sie tun es in vorgeschriebenem Tone. Rudolf schreibt einmal an den Vater: „Du hast erfahren, daß ich aus eigenem Antriebe

1) in der Wiener k. k. Hofbibliothek aufbewahrt.

meine Pflicht nicht tue, ja mich nicht einmal dann brav aufführe, wenn man mich wohlwollend zurechtweist. Ich muß bekennen, daß ich ein Mensch bin, der wenig wert ist.“ Man wird diesem Selbstbekenntnis eines etwa vierzehnjährigen Burschen, Rudolf war 1552 geboren, ebensowenig wahre Empfindung zubilligen dürfen, als man dem jüngeren, Ernst, Glauben schenken darf, wenn er allerhöchst eigenhändig versichert, daß ihm die Lesung Ciceros „de officiis“ vieles Vergnügen bereite. Auf die genannten Autoren folgen dann Sallust, Cäsar, Livius, Horaz; letzterer wird ins Spanische übersetzt, griechische Autoren, wie Aristoteles, ins Lateinische. Eigenartig mutet uns ein Aufsatz Erzherzog Rudolfs an über die Laster des Helio-gabal, der eine liebevolle Vertiefung in dieses heikle Thema zeigt. Ihre Zeit ist freilich nicht ganz mit Studien ausgefüllt; zur besonderen Belehrung dürfen sie einmal einem Autodafé, einer Reherverbrennung, beiwohnen, die von 7 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags währt. Sie soll auf Erzherzog Rudolf einen starken Eindruck gemacht haben; man wird nicht fehlgehen, wenn man seine spätere Scheu vor energischen Maßregeln in Glaubenssachen mit den Eindrücken in Verbindung bringt, die seine jugendliche Seele damals in Spanien empfangen hat.

Ihre Tante, Schwester König Philipps II., Donna Juana, die sich besonders um ihre Erziehung annahm, hat auch gesorgt, daß die Prinzen in allen höfischen Künsten erzogen wurden, sie mußten tanzen, fechten, reiten; sie trieben Jagd, Musik, auch in die Kunst des Flirtens scheinen sie eingeführt worden zu sein: Rudolf berichtet, er habe sich diejenige Hofdame ausgesucht, die am wenigsten geschminkt gewesen sei. Als wirkliche Ausbeute dieser sonderbaren Erziehung nahm der junge Erzherzog bedeutende Sprachkenntnisse ins Leben mit; neben Latein und Deutsch beherrschte er die spanische und italienische Sprache völlig, er hat sich auch etwas Tschechisch angeeignet. Sonst ist er ganz in die spanische Sitte des Hofes eingeschnürt worden, die von Philipp II. großgezogen worden ist und von den deutschen Habsburgern gern nachgeahmt wurde. Steife Würde mußte die Vertraulichkeit verschrecken, jede Stunde des Tages hatte ihre Vorschrift, jeder Aktus sein Zeremoniell; eine künstliche Welt wird geschaffen, streng abgegrenzt von der wirklichen, in die die Fürsten nur selten hineinsahen und die sie darum nicht verstanden. Besonders Rudolf scheint ein für Etiquette sehr empfängliches Gemüt gehabt zu haben, einen weichen Charakter, der in gewollter Einsamkeit sich zu Sonderbarkeiten verhärtet hat; als ein lustiger, lebensfroher Bur-

sche war er nach Spanien gezogen, ernst, zurückhaltend, schon kehrte er von dort zurück.

Frühzeitig riß der Tod seinen Vater aus dem Leben, nach zwölfjähriger Regierung starb Maximilian II. 1576; er nahm den Ruf eines liebenswürdigen Menschen, eines guten Hausvaters, eines wohlmeinenden Regenten mit ins Grab. Rudolf, der 1571 aus Spanien heimgekehrt war, in den nächsten Jahren die Kronen von Böhmen und Ungarn, auch die römische Königskrone aufgesetzt erhalten hatte, folgte als Kaiser nach. Damit beginnt ein trauriges, verfehltes Kaiserleben, dem aber die Größe gemangelt hat, die Karl V., der Großonkel, immer besessen hatte. Mit besten Absichten, mit Verstand, mit Einsicht paarte sich eine seltene Entschlußlosigkeit, die nur manchmal in das gerade Gegenteil umschlug, in jähe hitzige despotische Herrscherlaune. Es ist ein unausgeglichenes, launisches Temperament gewesen, das Rudolf rastlos hin und her trieb; er hatte nicht das Glück, Menschen zu finden, die groß und stark ihn geleitet hätten. Vor der mittelmäßigen Redlichkeit zog er sich zurück, um dann ein Spielball der niedrigen Instinkte untergeordneter Leute zu werden. Er konnte sich nicht entschließen, zu heiraten; viele Jahre hat er um seine spanische Cousine werben lassen, ohne zum endgültigen Abschlusse kommen zu können, bis der Prinzessin endlich die Geduld riß und sie einen jüngeren Bruder des Kaisers, Albrecht, ehelichte. Sein Mißtrauen, das ureigentlich den Grundzug seines Charakters ausmachte, Mißtrauen gegen sich selbst und gegen andere, erfüllte ihn besonders gegen seine zahlreichen Verwandten, seine Brüder, Bettern, Nessen. Um ihnen zu entinnen, hat er frühzeitig, 1582, seine Residenz von Wien nach Prag verlegt und hier auf dem herrlichen Pradschin, der stolz die Prager Städte mit ihren Kirchen und dem Moldaustrom überthront, hielt er nun einen Hof, an dem zuerst die Musen zu Hause waren und Glanz und Ruhm verbreiteten. Man wird das Kunstverständnis und die Kunsttätigkeit Kaiser Rudolfs nicht hoch genug anschlagen können. In vielseitigster Weise äußerten sie sich. Rudolf schnitzte und malte selbst, doch das ist jedenfalls das Nebenjächliche gewesen, die Hauptsache war, daß er Künstler an seinen Hof zog und sie beschäftigte, daß er sammelte. Von Malern sind zu erwähnen: Bartolomäus Spranger und Georg Hufnagel aus Antwerpen, Hans von Aachen, Johann Breughel; dann der Kupferstecher Weydyus Sadeler aus Antwerpen, der Bildhauer Adrian de Vries; Modelleure, Gemmenschneider, Edelsteinschleifer trifft man dort an, ebenso Erzgießer, Brofatisten, die Glasindustrie wird un-

terstügt. Neben köstlichen Gemälden von Leonardo da Vinci, Tizian, Coreggio, Dürer finden wir herrlich geschnittene Steine, Tischplatten aus Jaspis, Waffen, Globen. Die Musik liebte Rudolf über alles, hielt sich eine große Hauskapelle, in der Männer wie Monte, Regnard, Haßler, Pinelli wirkten. Der berühmte silberne Bibellodez des Ulfilas, der jetzt, ein Raub der Schweden im Dreißigjährigen Kriege, in Upsala zu finden ist, kam nach Prag. Für die Wissenschaft hatte er Sinn, allerdings mehr in ihren damals beliebten Spielarten, die geheime Kräfte mit unmöglichen Leistungen ins Dasein rufen wollten: Alchimie und Astrologie, dabei kamen aber auch die exakten Wissenschaften Mathematik, Chemie, Astronomie nicht zu kurz; Tycho de Brahe, Jessenius, Boëtius kamen zum Wort, Kepler stand lange in Rudolfs Diensten und verfaßte die berühmten Tabulae Rudolphinae. Am liebsten befaßte sich aber der Kaiser mit geheimnisvollen Dingen, der Spiritist Hieronymus Scoto, der Goldmacher Sendivog fanden reichen Lohn bei ihm. In seinen Gärten zog er kostbare ausländische Pflanzen, hielt er exotische Vögel; in den Stallungen standen auserlesene Pferde. Weniger Sinn hatte er für die Baukunst, obwohl er auch da nicht untätig geblieben ist und beispielsweise im Prager Dome seinen Vorfahren ein schönes Grabdenkmal errichten ließ. In den ersten Jahren seiner Regierung liebte er glänzende Feste, Jagden; das hörte allmählich ganz auf. Im Jahre 1581 verfiel er in eine schwere Magenkrankheit, von der er sich nie mehr ganz erholt hat, eine Gemüthsdepression machte sich seitdem bemerkbar, die erblich gewesen zu sein scheint und immer mehr in Melancholie überging. Man gedenkt der spanischen Prinzessin Johanna, die durch ihre Ehe mit Philipp dem Schönen die spanische Krone an die Habsburger gebracht hat und die Mutter der Kaiser Karl V. und Ferdinand I. geworden ist. Auch sie verfiel nach dem Tode ihres Gatten in Trübsinn, in dem sie ein langes trauriges Leben dahingebracht hat; und mehr wie ein Tropfen dieses schweren Blutes scheint in Rudolfs Adern geronnen zu sein. Immer mehr zieht er sich von der Außenwelt zurück, beschäftigt sich mit toten Dingen und mit Tieren, nicht mehr mit Menschen. Er baut sich ein Laboratorium, eine Sternwarte, in denen er viele Stunden des Tages verbringt; 1598 überfällt ihn neuerlich schwere Krankheit, aus der er noch trüber und menschenscheuer genest. Er will nichts mehr wissen von seinen Räthen, seinen Ministern; wochenlang müssen sie auf einen Bescheid harren, allmächtig werden seine Sekretäre, Kammerdiener, seine Lakaien, Männer wie Rumpf, Lang, Ratsky, Barvitiuz. Auf Würde

und Grandezza, wie er sie in Spanien gelernt, hat er zeitlebens gehalten, nur war es jetzt ein sehr kleiner Hof, der darauf achten mußte. Einsam irrt der Kaiser Tag und Nacht durch die Gänge des Schlosses, argwöhnisch und mißtrauisch; sein heißes Blut hat sich in zahllosen Liebesabenteuern ausgetobt; sein blondes Haar ergraut frühzeitig, seine hellblauen Augen werden matt und trübe, die kleine Gestalt schrumpft zusammen. Nur manchmal braust die ganze Majestät, das ganze leidenschaftliche Temperament des kranken Mannes auf, wenn er sich hintergangen, wenn er sich beleidigt wähnt. Zwei Todesurteile, die Justizmorde zu nennen sind, fallen in die letzten Regierungsjahre, an Georg Popel Lohkowitz und dem Marschall Rußwurm; letzterer muß mit dem Tode büßen, „weil er des Kaisers Frauenzimmer visitiert und allerhand Ungebühr daselbst begangen habe“. Von allem wollte Rudolf wissen, aber nur durch die unreinen Kanäle des Vorzimmertratsches erfuhr er davon; zu nichts konnte er sich entschließen; daß er schließlich im Zanke mit seinen Brüdern und Neffen auf seine böhmische Krone verzichten mußte, erfüllte ihn mit solchem Ingrimm, daß er mit den Zähnen die Feder zerriß, mit der er die Abdankungsurkunde unterschrieben hatte.

Das Leben wurde ihm immer unerträglich, er suchte ihm ein Ende zu machen, seine Unruhe durch Trinken zu betäuben, er wird immer unzurechnungsfähiger, Ausbrüche sinnloser Wut machten den Verkehr mit ihm unmöglich; es wurde undenkbar, daß ein solcher Kranker auch nur nominell weiter regieren durfte; seine Verwandten hatten seine Rechte schon genug beschnitten, nun rüsteten sich auch noch die Kurfürsten, ihn abzusetzen; da erlöste der milde Tod, Anfang 1612, den Sechzigjährigen von seinen Qualen und endete ein tragisches Schicksal.

Da er sowie sein Bruder und Nachfolger, Matthias, kinderlos bleiben, so folgt die steirische Linie; die ältere Tiroler war nicht erberechtigt infolge der Mesalliance mit Philippine Welfer.

Kaiser Ferdinand II. — wir kennen ihn bereits — war ein Ur-
 enkel Ferdinands I. und der slawischen Anna; seine Großmutter war die spanische Maria; sein Vater Karl war mit der bayerischen Prinzessin Maria vermählt gewesen, die eine Nichte Ferdinands und Annas, also seine leibliche Base war. Und Ferdinand II. heiratete in erster Ehe seine bayerische Verwandte, Maria Anna, die schon väterlicherseits mit ihrem Manne verwandt war, von der Mutter und den Großeltern her französisches, italienisches und dänisches

Blut in ihren Adern führte. Aus dieser Ehe stammt Ferdinand III. Es ist noch zu erwähnen, daß Ferdinand II. nach dem Tode Maria Annas eine zweite Ehe geschlossen hat mit einer Italienerin aus dem Hause der Gonzaga. Ferdinand III., dreimal vermählt, hatte zur Mutter seiner Söhne Ferdinand und Leopold eine spanische Cousine, Maria, nach deren Tode er zunächst eine tirolische Verwandte und zuletzt wieder eine Gonzaga, eine Großnichte der Gemahlin Ferdinands II., heiratete.

Es erhellt aus dieser kurzen Übersicht zweierlei: einmal daß Ehen unter nahen Verwandten auch in der deutschen Linie der Habsburger etwas sehr häufig Vorkommendes waren, und zweitens daß diese Linie nur deshalb eine deutsche genannt werden kann, weil sie über deutsche Länder regierte, man aber lange zurück suchen muß, bis man deutsches Blut in ihren Adern findet. Und auch die Erziehung hat da nicht nachgeholfen, wir wissen bereits, wie sehr der spanische Einfluß auf die Politik und das ganze Leben der Habsburger eingewirkt hat, wie selbst ein deutsch, ja protestantisch fühlender Mann, wie Maximilian II., seine Söhne nach Spanien geschickt hat. Immer mehr wird auch das rein katholische Element in der Erziehung betont, das naturgemäß wenig national gefärbt ist, besonders seit es von den Jesuiten bestimmt wird, deren ganzer Ideenkreis, ihr Zweck, ihre Entwicklung international waren, die sich zudem in jener Zeit angefangen des protestantischen Geistes, der Deutschland durchzog, mehr auf die glaubensstarken romanischen Völker, vornehmlich Spanier und Italiener, stützen mußten. Ganz besonders mußte dieser fremde Zug der Habsburger dann hervortreten, wenn das Schicksal ihnen einst spanisches und italienisches Gebiet zur Regierung anvertraute, und das hat sich unter Kaiser Leopold ereignet.

Ein paar Worte zuvor über seinen Vater. In einem traurigen Momente des Verfalls hatte Ferdinand III. die Regierung übernommen — der große Krieg stand auf seinem Höhepunkte. Er war ein kluger, gemäßigter Herr, der einsah, daß die Frömmigkeit und Verschwendungssucht seines Vaters dem Lande nicht zum Besten gereicht hatte; er war wohl auch ein eifriger Katholik, aber weit entfernt von der Einseitigkeit Ferdinands II.; er hatte das Bewußtsein, daß ein guter Regent auch noch für anderes sorgen müsse, als für das Seelenheil der Untertanen; außerdem war er sparsam und zurückhaltend mit den Beweisen seines Wohlwollens. Ferdinand III. sah ein, daß er nichts Besseres für seine Völker wirken könne, als ihnen den Frieden zurückgeben; seine Gesandten beim Friedenskongresse, Graf Traut-

mannsdorf und Dr. Bollmar, haben sich redlich bemüht, einen guten Ausgleich herbeizuführen, mußten aber schließlich angeichts der Laueheit des Reiches schöne österreichische Gebiete dahingeben. Und nach dem Friedensschlusse war der Kaiser emsig besorgt, die Wunden, die der Krieg seinen Ländern geschlagen hatte, zu heilen; zu einer großen That, zu einer bedeutenderen Politik war keine Zeit. Für die Nachfolge sorgte er frühzeitig, ließ seinen ältesten Sohn gleichen Namens zum römischen Könige wählen; 1654 starb dieser und nun trat der zweite Sohn, Leopold, in den Vordergrund, geboren 1640. Er war für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, erzogen durch den Grafen, späteren Fürsten Johann Ferdinand Portia und die Jesuiten Müller und Ribhard. Jetzt nach dem Tode des Bruders mußte er für seinen neuen Beruf vorbereitet werden; schon 1655 huldigten ihm die niederösterreichischen Stände als künftigen Herrn, ein Jahr später wurde er zum Könige von Böhmen und Ungarn gewählt; nur das Reich zeigte sich spröde; ein Handel um die Stimmen der Kurfürsten begann: diese Königswahlen in Deutschland waren ein recht schmähhches Geschäft geworden; um Geld ließen sich die Wahlherren gerne ihre Stimmen abkaufen. Darüberhin starb 1657 Kaiser Ferdinand III.

Nun galt es, die Kaiserwahl vorzunehmen; an verschiedene Kandidaten dachte man, an den Bruder des Verstorbenen, Erzherzog Leopold Wilhelm, an den Kurfürsten von Brandenburg, ja es ist allen Ernstes darüber verhandelt worden, ob man nicht den französischen König zum deutschen Kaiser machen könnte. Über diese Verhandlung besteht kein Zweifel; etwas anderes ist es, ob es Ludwig XIV. und seinem Minister, Mazarin, damit Ernst gewesen ist, und da liegt die Vermutung näher, daß es sich bei ihnen nur um einen Vorwand gehandelt hat, um leichter ihren wirklichen Kandidaten, den Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern, durchzudrücken. Dem kühnen Vorkämpfer des Katholizismus während des Dreißigjährigen Krieges, Maximilian, dem ersten bayerischen Kurfürsten, war 1651 sein Sohn, Ferdinand Maria, gefolgt, dem Vater durchaus unähnlich, mehr für das Schöne im menschlichen Leben begabt als für das Große, stark beeinflusst durch seine geistvolle und intrigante Gemahlin, Adelhaid von Savoyen, die es zu ihrer Lebensaufgabe machte, Ludwig XIV. zu huldigen, und die zur Vorkämpferin des französischen Einflusses in Bayern geworden ist. Zwar zur Übernahme der Kaiserkrone fühlte sich Ferdinand Maria nicht als der richtige Mann, seinem ehrlichen Sinne widerstrebte es auch, da als

Rivale der Habsburger aufzutreten, aber im Widerstreite des Frauenkampfes, der am Münchener Hof begann, zwischen der Mutter des Kurfürsten, die eine Österreicherin war, und der Gattin, siegte zu meist die letztere, und Bayern wird ganz einer deutschen Politik entfremdet; noch mehr sind dann, meist durch persönlichen Ehrgeiz dazu aufgestachelt, der Sohn und Enkel in französische Bande gefallen: Max Emanuel 1679—1726 und Karl Albert 1726—1745; in einer überaus kritischen Zeit versagt sich Bayern völlig den deutschen Verhältnissen und wird zur Satrapie Frankreichs. Wie sehr der Einfluß dieses Staates in Deutschland überhandgenommen hatte, zeigte sich, als gelegentlich der Kaiserwahl Leopolds, und nachher, Mazarin eine Reihe von weltlichen und geistlichen Ständen: Mainz, Köln, Trier, Münster, Basel, Straßburg, Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Braunschweig, Waldeck, Württemberg, Kurbrandenburg, Ansbach und Baireuth zu einem rheinischen Bunde unter französischer Führung vereinen konnte, ein Bund, der zwar keine weiteren Erfolge aufzuweisen hatte, der nicht einmal die Wahl Leopolds hintertreiben konnte und nach dem Tode seines Schöpfers sich sang- und klanglos auflöste, der aber doch die immer deutlicher werdende Auflösung des Deutschen Reiches vorherkündete.

Nach vielen Verhandlungen, Bezahlungen, Versprechungen wurde endlich 1658 Leopold zum Kaiser gewählt. Man hat den Charakter dieses Fürsten lange Zeit unterschätzt, als wäre er ein geistiger Schwächling gewesen, stets von anderen abhängig, einer eigenen Idee unfähig. Das ist ganz unrichtig; er besaß schöne Geistesgaben, die sich langsam entwickelten, aber durchaus nicht brach gelegen sind. Er war nur sehr schüchtern und im Anfange seiner Regierung unselbstständig und zurückhaltend; man muß dabei bedenken, in welcher Jugend er das Zepter zu führen begann; eine kraftvolle Natur freilich wie Kurfürst Friedrich Wilhelm, der ja ebenso jung zur Herrschaft kam, ist er nicht gewesen. Sehr oft waren sein Urtheil richtiger und sein Blick schärfer, als die seiner Minister, und da hat er leicht, mißtrauisch gegen sich selbst, der schlechteren Ansicht der Fremden nachgegeben, statt der eigenen zu folgen. Mit den Jahren besserte sich das, er hat später gerne den absoluten Herrscher hervorgekehrt. Er war nicht groß, hager, von sehr blasser Gesichtsfarbe mit stark ausgeprägter Unterlippe. Sein Blick war düster, wenig lebensfroh. Er liebte es, mit Grandezza Hof zu halten, er liebte Pracht und Verschwendung und sah sehr auf die Aufrechthaltung der strengsten Etikette. Mit Vorliebe trug er die schwarze spanische Tracht, dazu rote

Strümpfe, auf dem schwarzen Hute eine rote Feder. Vorn zog er Ausländer in seine Nähe und ahmte die Lebensweise des spanischen Hofes nach; er lebte überaus regelmäßig, widmete den größten Teil des Tages den Geschäften; er sagte gerne von sich, er sei sein eigener Minister; besonders während der letzten Zeit seiner Regierung war er es auch. Alles wollte Leopold kennen lernen, alles wissen, alles erfahren: es war ihm ein Vergnügen, bogenlange Akten durchzulesen und sie mit Randbemerkungen zu versehen. Pflichtfertig und fleißig ist er sohin bis zum Übermaß gewesen, hat dadurch sich aber einer Vielgeschäftigkeit hingegeben, die ihn von wichtigen Dingen abgehalten hat und ihn die Geschäfte liegen ließ, er verstand es nicht, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen. In seiner Jugend war er ein leidenschaftlicher Jäger und hat viel Geld für seine Jagden ausgegeben, später wurde er bequemer und mehr häuslichen Vergnügungen zugewandt. Er war sehr musikalisch, komponierte nicht ohne Geschick und hat darin eine reiche Tätigkeit entfaltet; wieviel davon freilich sein geistiges Eigentum gewesen ist, läßt sich heutzutage nicht mehr feststellen. Dabei liebte er auch manuelle Fertigkeiten, drechselte mit Vorliebe Holzbecher; Bücher, Münzen, Antiken ließ er sammeln, für die historische Wissenschaft hatte er Sinn, allerdings reichte sein Hofhistoriograph, der Jesuit Wagner, nicht an Busendorf heran. Die Universitäten in Innsbruck, Olmütz und Breslau wurden unter ihm gegründet, ebenso eine gelehrte Gesellschaft in Halle, die heute noch seinen Namen trägt und unter den naturwissenschaftlichen Akademien einen Rang einnimmt. Des Abends pflegte er das Kartenspiel; genau hat er in sein Tagebuch dann die Ereignisse des Tages, die Ausgaben, auch Spielgewinn und Spielverlust aufgezeichnet. Leopold war ein frommer Sohn der katholischen Kirche, beobachtete peinlich ihre Vorschriften, aber ließ die Politik nicht von der Religion beeinflussen. Fremde Sprachen sprach und schrieb er mit Vorliebe, spanisch und italienisch vor allem, weniger französisch, aber auch im Deutschen konnte er sich gewandt ausdrücken, was damals durchaus nicht selbstverständlich gewesen ist. Besonders gerne griff er zur Feder, um in einem barbarischen aus deutsch, lateinisch, spanisch, italienisch gemischten Idrome, mit einer skrupellosen Orthographie in einer jeder Beschreibung spottenden Handschrift Tag für Tag bogenlange Briefe über alles und noch etwas mehr zu schreiben. Seine Briefe sind wahre Worträtsel, auch die Zeitgenossen, seine Räte und Minister standen oft verständnislos vor den Hieroglyphen, sie sind aber von großem Werte, weil er da — so zum Beispiel in dem

Briefwechsel mit seinem Freunde, dem Grafen Pötting, österreichischem Gesandten in Madrid — seinem Herzen freien Lauf läßt und offen von der Leber weg spricht. Wir lernen daraus seine Urteilsfähigkeit, seinen richtigen politischen Blick kennen, seine Vielgeschäftigkeit, seine abgrundtiefe Gutmütigkeit, seine eigenartige Indolenz den Ereignissen gegenüber. Wer ihn darum bittet, erhält Empfehlungen, Geleitschreiben mit, er kann niemand etwas abschlagen; bleiben sie wirkungslos, so ist er darob nicht beleidigt und tröstet sich mit dem Gedanken, es sei vielleicht so besser gewesen!

Leopold hat nicht das Glück gehabt, große Männer, bedeutende Minister auf seinem Lebenswege zu finden, dagegen besaß er tüchtige Feldherren: Männer wie Montecucculi, Guido Starhemberg, Prinz Eugen von Savoyen, Markgraf Ludwig von Baden, Herzog Karl von Lothringen überstrahlten die militärischen Talente Österreichs aus Vergangenheit und Zukunft. Sie fanden auch ein reiches Feld für ihre Tätigkeit; Leopold führte Krieg gegen die Schweden 1657 bis 1660, gegen die Türken 1661—1664, 1682—1699; gegen Ludwig XIV. 1672—1678, 1688—1697, 1702—1705, mitten im wüthen spanischen Erbfolgekrieg starb er. Man staunt, wie es den österreichischen Erbländern bei ihren geringen Einnahmen, bei ihrer wenig geeigneten Verwaltung möglich gewesen ist, für so viele Kriegsjahre, 42 unter 47 Regierungsjahren, aufzukommen. Besonders da die Finanzverwaltung eine nichts weniger als glückliche war, beispielsweise Graf Ludwig Sinzendorf in seiner 20 jährigen Verwaltung sich der größten Unterschleife schuldig gemacht hatte. Es charakterisiert die Gutmütigkeit und Sorglosigkeit des Kaisers, daß er diesen Mann nur leicht gestraft und dessen Sohn sofort wieder in den Staatsdienst aufgenommen hat. Er hat manche trübe Erfahrung mit seinen Dienern machen müssen. Sein erster Minister, die Fürsten Lobkowitz und Auersperg standen im französischen Solde, beide mußte er in Ungnade entlassen, obwohl sie die späteren Politiker an Verstand überragt haben. Nichts konnte aber Leopold hindern, immer wieder die österreichische Aristokratie heranzuziehen und weit über seine Verhältnisse hinaus mit Geld und Gütern zu überhäufen; alles Unheil konnte ihn nicht zur Menschenkenntnis erziehen. Unter ihm bildet sich eine österreichische Eigentümlichkeit aus, die starke Bevorzugung und der starke Einfluß der Aristokratie; dadurch wird abermals ein lebhaftes Zuströmen fremder nicht deutscher Elemente bedingt. Zu den höchsten Stellen in Amt und Armee mußte man geboren werden, nur selten gelang es einem Emporkömmling, diese

festen Phalanx zu durchbrechen; mühevoll war sein Weg, nie wurde er für voll angesehen. Zweifellos haben sich dann in österreichischen Diensten Aristokraten mit hoher Ehre ausgezeichnet; dank ihrer Geburt konnten sie schon in jungen Jahren, in vollster Manneskraft, ihr Bestes und Tüchtigstes leisten, sie wurden auf ihrem Lebenswege nicht durch eine lange Reihe Vorstufen aufgehalten; aber sie sind doch vielfach besseren Männern im Wege gestanden; fast ausnahmslos findet man unter den Ministern, den Gesandten, den Generälen Vertreter der hohen Aristokratie, die auch, ohne viel gelernt und gearbeitet zu haben, die höchsten Posten einnahmen und dort leisteten, was sie eben leisten konnten; und das war oft nicht viel. Niemand ist beispielsweise unter Kaiser Leopold der Klügste der Diplomaten, über den Oesterreich in langen Jahrhunderten verfügen konnte, der Freiherr von Visola, zu Macht und Einfluß gekommen; obwohl selbst adlig, gehörte er doch nicht den großen österreichischen Adelsfamilien an.

Leopold ist dreimal verheiratet gewesen. Seine erste Gemahlin war eine spanische Prinzessin, seine Cousine, Margarete Theresia; das war eine politische Heirat, da sie Erbansprüche auf Spanien mitbrachte. Es dauerte lange, bis die Ehe geschlossen werden konnte, immer wieder wußte der spanische Hof die Abreise der Infantin zu verzögern, bis alle seine Wünsche nach Gold und Ehrenzeichen erfüllt waren; dann verhinderten ungünstige Winde die Seereise; viele Monate mußte Leopold warten, bis endlich der Himmel seinen Wunsch erfüllte und ihm die sehnsüchtig erwartete Braut in die Arme legte. Es war eine glückliche Ehe, nur dadurch getrübt, daß fast alle Kinder aus derselben frühe starben, eine einzige Prinzessin, Marie Antonia, wuchs heran. Ein großer Schmerz für den Kaiser war es, als sein geliebtes Margaretl nach sechseinhalbjähriger Ehe die Augen für immer schloß. Rührend sind seine Briefe, in denen er die Tote beweinte. Trotzdem schritt er schon nach sieben Monaten zu einer zweiten Ehe. Seine Base Claudia Felicitas von Tirol, eine schöne glänzende Frau war es, die er heimführte; auch diesmal hatte kluge Erwägung die Wahl des Kaisers geleitet, denn die Prinzessin war die Erbin von Tirol, damit kam das Land, das einst nach Ferdinand I. vom Hauptstamme abgetrennt worden war, wieder an Oesterreich zurück. Auch die zweite Ehe dauerte nicht lange, kaum drei Jahre; und wieder nur wenige Monate nach dem Tode der zweiten Frau, heiratete Leopold zum dritten Male: er war moralischen Sinnes, stets ein musterhafter Gatte und hatte überdies noch keinen Leibbeserben. Diesmal

wählte er aus deutschem Fürstenhause Eleonore von Pfalz-Neuburg, sie wurde die Mutter der Erzherzöge Joseph und Karl, die später beide auf den deutschen Kaiserthron berufen worden sind.

Zwei wichtige Ereignisse in der österreichischen Geschichte sind unlösbar mit der Regierung Kaiser Leopolds verknüpft: die Eroberung Ungarns und die Eroberung eines Theiles der spanischen Monarchie; daneben ist er in die großen Kriege Ludwigs XIV. hineingezogen worden. Jene beiden Ereignisse haben aber mehr als alles andere dazu beigetragen, den Donaustaat Deutschland zu entfremden und ihm andere Aufgaben aufzugeben. Als Leopold zur Regierung kam, stand der größte Teil von Ungarn und von Siebenbürgen in den Händen der Türken oder unter der Herrschaft einheimischer Fürsten. Seit langen Jahren zum ersten Male war es 1664 bei St. Gotthard, daß die kaiserlichen Regimenter einen glänzenden Sieg über die Ungläubigen erfochten, der ihnen den Weg ins Ungarland hinein bahnte. Mit Energie wurde die neue Lage ausgenützt, besonders Fürst Wenzel Lobkowitz ist ein Anhänger scharfer Maßregeln gewesen, er zeigte damit, daß er den ungarischen Volksscharakter richtig abschätzte. Als anfangs der siebziger Jahre ein neuer Verschwörungsherd sich in Ungarn bildete unter Teilnahme alter Geschlechter wie Tököly, Frangipan, Radaşdy, Briny, Tattenbach, da fuhr strafend und wetternd die kaiserliche Macht hinein; vieren der genannten Männer wurden die Köpfe zu den Füßen gelegt, Tököly entkam in die Türkei. Wie ein erobertes Land, was es in der That war, wurde Ungarn in den nächsten Jahren behandelt, ihm aber doch 1679 die Komitatsverfassung und die eigene Verwaltung zurückgegeben. Gegen diese Fortschritte der Kaiserlichen machte sich dann Anfang der achtziger Jahre eine Reaktion von seiten der Türken geltend. Noch einmal zogen sie unter dem Großwesir Kara Mustapha in ungeheueren Scharen durch Ungarn vor Wien, 1683, um diese Stadt, ebenso wie sie es 1529 gethan hatten, zu berennen. Noch einmal maß sich europäische Kultur mit asiatischer Barbarei im Herzen von Europa selbst und noch einmal leistete die tapfere Wiener Stadt erfolgreichen Widerstand. Rascher und universeller als sonst kam die Hilfe von der Christenheit; der Kulturgedanke war mächtig genug in Europa geworden, daß Solidaritätsgefühl der Christenheit gegenüber dem Islam gewachsen, so daß Ludwig XIV. nicht mehr wagte, was noch Franz I. vor hundert- undfünfzig Jahren gethan hatte, die Türken offen zu unterstützen. Im Gegentheil, er mußte es zulassen, daß der französische Adel selbst unter die kaiserlichen Fahnen strömte. Alle Gegner der Türken wurden

mobilisiert; nicht nur das Deutsche Reich schickte ein Heer, auch das Königreich Polen unter dem Wahlfürsten Johann Sobieski trat noch einmal als europäische Großmacht auf und sandte seinen König selbst, um an den Abhängen des Wiener Waldes die polnischen Grenzen vor den Osmanen zu verteidigen. Glücklich endete die Belagerung der Türken, zurückgejagt wurden sie über die Leitha und nun, was sonst nie geschehen war, folgte ein kaiserliches Heer, um den Sieg auszunützen. Unsterblich bleibt da der Ruhm des Markgrafen von Baden, des „Türkenlouis“ und vor allem dann Prinz Eugens. Ofen wird 1686 erobert, 1691 werden die Türken bei Szankemen, 1697 bei Zentha bis zur Vernichtung geschlagen und im Frieden von Karlowitz ganz Ungarn, mit Ausnahme des Temeser Banats, ebenso Siebenbürgen für Österreich behauptet. Während des Krieges erfolgte auf dem Reichstage von Preßburg 1687/88 die völlige Ausöhnung mit den Ungarn; sie verzichteten auf den bewaffneten Widerstand, den sie bisher als ihr gutes Recht behauptet hatten, nahmen Erzherzog Joseph als König an und unterwarfen sich dem Hause Habsburg. Noch einmal zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts loderte der Aufstand in Ungarn auf unter Franz Rakoczy, aber dieser Bewegung war der Boden abgegraben worden durch die mit Milde gepaarte Strenge der Regierung Leopolds. Da auch die hohe Pforte diesen Aufstand nicht mit ganzer Kraft unterstützte, wurde er leicht unterdrückt und den selbständigen Regungen der Ungarn in den letzten Lebenstagen Kaiser Josephs I. durch den Frieden von Szathmar ein Ende gemacht. Erst später schlug die Pforte los, mußte aber dann im Passarowitzer Frieden von 1718 auch das Banat und selbst Teile von Serbien mit Belgrad abtreten. Wie sehr sich die Ungarn bald unter der leichten österreichischen Regierung wohlfühlten, zeigt am besten, daß sie später dem Beschlusse der Unteilbarkeit der gesamten Monarchie, der pragmatischen Sanction von 1713, freudig zugestimmt haben.

Man kann sie bereits unter Leopold für unterworfen ansehen; während Böhmen seinen Kampf um die Selbständigkeit 1618—1620 mit dem Verluste seiner Privilegien bezahlen mußte, war Ungarn, das sich viel länger gewehrt, das sich viel unbotmäßiger benommen hatte, leicht davongekommen; es behielt eine Sonderstellung, die ihm alle Vorteile der Verbindung mit den österreichischen Ländern sicherte, ohne es irgendwie zu belasten, denn an Geld und an Soldaten haben die Ungarn wenig geleistet. Österreich hatte es mit seinem Herzblute erobert und verteidigt, ohne kaum Vorteile davon zu haben. Immer wieder wurden in jenen Jahrzehnten des siebzehnten

Jahrhunderts die Hilfsquellen der anderen Provinzen für den Kampf in Ungarn verwendet, die meisten Regimenter, die besten Generale hingesandt; es war Herzenssache für Leopold, diesen Krieg siegreich zu beenden, während der Krieg am Rhein stiefmütterlich behandelt wurde und die Habsburger immer meinten, dort solle ihre Stellung von anderen, vom Reich, von den Gegnern Frankreichs verteidigt werden. Und doch waren es wichtige Interessen, die in Frage standen.

Wir wissen bereits, daß die Großmannsucht des französischen Königs, der Wunsch nach den natürlichen Grenzen Frankreichs große Kämpfe entfacht hatte. In zwei Kriege wird der Kaiser als Oberhaupt des Reiches, als Herr der Vorlande verwickelt. Sie enden mit den Friedensschlüssen von Rymwegen und Rijswyck. Zwei Namen, die recht charakteristisch klingen „nimm weg“ und „reiß weg“; beide Male sind kostbare Landstriche an Frankreich verlorengegangen. Im ersten Frieden erhielt Ludwig, abgesehen von wichtigen niederländischen Plätzen, die Freigrafschaft — Franche Comté — und Freiburg, den Hauptort im Breisgau, zugleich ein bedeutender militärischer Platz, am Einlaufe der Dreisam in den Rhein. In den folgenden Friedensjahren ist dann Ludwig am gewalttätigsten vorgegangen, durch die überrumpelung von Straßburg, die Einnahme von Luxemburg, die Besetzung von Trier. Er hielt damals das Reich für völlig ungefährlich und zwang es zu einem Waffenstillstande. Er hatte aber den Gegensatz, der allenthalben gegen ihn vorhanden war, stark unterschätzt; er verlor, wie wir wissen, die brandenburgische Allianz, er hat besonders 1688 einen Gegner gegen sich erstehen sehen, den er gleichfalls in törichter Weise mißachtet hat: Wilhelm von Oranien, der Urenkel jenes ersten großen Oraniers, besteigt den englischen Thron und mobilisiert nun alle englischen und holländischen Kräfte gegen Frankreich. Als jetzt Ludwig unter sadenscheinigstem Vorwande bis nach der Pfalz seine Raubzüge ausdehnt, bricht ein gewaltiger Krieg los. Wohl werden die pfälzischen Lande greulich verheert, aber Ludwig unterliegt doch der Koalition, die sich gegen ihn gebildet hat; 1697 muß er den größten Teil der Reunionen zurückgeben und behält nur das Elsaß mit Straßburg; dafür bekommt der Kaiser Freiburg und Philippsburg wieder. Man hat damals dem Kaiser vorgeworfen, daß er Straßburg selbst ausgeliefert, indem er nicht rechtzeitig Frieden schloß, und daß er lieber seine Stadt Freiburg zurücknahm, als daß er durch ihr Opfer den Rückfall von Straßburg erkaufte hätte. Man wird diese Beschuldigung ablehnen dürfen; sie

jedoch zugleich als Symptom auffassen können für die veränderte Stellung der Habsburger zum Reiche; sie waren es müde geworden, stets die Beche der Friedensschlüsse zu zahlen, wie es Leopold eben wieder in Rhynwegen durch Freiburgs Abtretung hatte tun müssen, sie haben einmal mit Erfolg das Gegenteil versucht.

Schwer empfand man diese Haltung des Kaisers im Reiche, namentlich als dann in einer besonderen Klausel des Friedens mit Frankreich bestimmt wurde, daß in den von Frankreich zurückgegebenen deutschen Landesteilen die katholische Religion, die von Ludwig XIV. dort zwangsweise zur Herrschaft gebracht worden war, ungestört weiter bestehen sollte; die sogenannte Rijswycker Klausel, die plötzlich den protestantischen deutschen Fürsten es wieder klar vor Augen führte, welche eine Welt sie von dem katholischen Leopold trennte! Während das Reich und die Seemächte fast allein den kaiserlichen Krieg gegen Frankreich geführt hatten, war dem Kaiser die Eroberung von Ungarn geglückt und jetzt erntete er noch unverdiente Vorteile im Friedensschlusse, war das billig? Schwer empfand man den Verlust Straßburgs, wegen der überaus wichtigen Stellung dieser Stadt am Rhein; gestützt auf Straßburg, auf zwei weitere Forts, die Ludwig XIV. am Oberlauf des Flusses anlegte, Fort St. Louis und Hüningen, konnte Frankreich jederzeit ungehindert seine Truppen über den Strom werfen; die benachbarten Länder Pfalz, Trier, Köln, sie waren offen gegen Frankreich, der Rhein schützte sie nicht mehr. War das der deutsche Kaiser, der Hüter und Mehrer des Reiches sein sollte?

Im engsten Zusammenhange mit dieser alten Feindschaft zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon stand jetzt der Streit um die spanische Erbschaft. 1665 war König Philipp IV. von Spanien gestorben; er hatte ein kleines Söhnchen hinterlassen, Karl, das die Ärzte als nicht lebensfähig bezeichnet haben. Das Kind hat den Ausspruch der Mediziner Lügen gestraft, indem es noch volle fünfunddreißig Jahre am Leben blieb und als König Karl II. in Spanien, Amerika, Italien und den Niederlanden regierte. Freilich nur dem Namen nach, ein grämliches Leben führend, ohne Freuden und ohne Glück, von anderen beherrscht, noch mehr von seinem kranken Körper, von seinem ungesunden Geiste unterjocht, was in schrecklichen Visionen, die leicht von der Umgebung auszunützen waren, seine Äußerung fand. Nach zweimaliger Verheiratung des Königs war es bald klar, daß er auf keine Nachkommenschaft zu hoffen hatte; damit waren die spanischen Habsburger dem Aussterben bestimmt, wer sollte

nun die kostbare Erbschaft antreten? Diese Frage hat die europäische Diplomatie während der ganzen Lebenszeit des letzten Königs von Spanien aus dem Geschlechte Philipps des Schönen und Johanna's der Wahnsinnigen beschäftigt.

Als nächste Berechtigte stellten sich die Häupter der beiden Familien Bourbon und Habsburg dar; zahlreiche Heiraten hatten die Verwandtschaft des spanischen Königshauses mit der ersteren vermittelt, mit der letzteren verstärkt. Während seiner ganzen Regierung hat Ludwig XIV. auf diese Erbschaft hingearbeitet und auch Leopold's Minister haben mehr oder minder geschickt mit dieser Eventualität gerechnet. Der europäischen Diplomatie, soweit sie damals in Betracht kam, also vor allem der englischen und holländischen, war es gefährlich geschienen, das gesamte ungeheuere Reich einem einzigen Potentaten zuzuweisen; sowohl der deutsche Kaiser und Erbherr von Osterreich, Ungarn und Böhmen, als auch der König von Frankreich wären durch den Heimfall von Spanien, Amerika, Italien und der Niederlande zu mächtig geworden; Frankreich's Stellung zur See wäre dadurch besonders gestärkt worden; die Holländer vor allem wären Gefahr gelaufen, ins Meer geworfen zu werden. So wurden die verschiedensten Teilungspläne am grünen Tische vorgenommen 1668, 1698, 1699, ohne Rücksicht darauf, was die zunächstbetheiligten Spanier dazu sagen würden. Einen Augenblick lang schien noch ein anderer Ausweg gefunden zu sein. Wir erinnern uns der einzigen überlebenden Tochter Kaiser Leopold's aus seiner Ehe mit der spanischen Margarete; diese Prinzessin, Marie Antonie, hatte sich mit dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern vermählt und war bei der Geburt eines Söhnchens, Ferdinand Joseph, im Wochenbett gestorben. Auf diesen jungen Prinzen richteten nun die Diplomaten ihre Blicke, ihn wählten die Spanier zu ihrem künftigen Könige; abgesehen von kleinen Abfindungen an Osterreich und Frankreich sollte er das ungeteilte Reich beherrschen. Sein ehrgeiziger Vater, der Bayernfürst, frohlockte über die Aussichten, die ihm die Ranagerhöhung des Knaben eröffnen würde; er fungierte bereits als spanischer Statthalter in den Niederlanden, fühlte sich am ausgelassenen Hofe von Brüssel sehr wohl und gedachte auf irgendeine Weise eine Königskrone zu ergattern. Da starb der junge Kurprinz, erst zwölfjährig, an den Blattern, und der ganzen Liebe Müß' war umsonst gewesen. Auf's neue beginnt der Wettlauf der Gesandten am Bette des sterbenden Königs von Spanien; da man in Wien und Paris nicht allzu begehrt erscheinen wollte, so wurde die Erbschaft

nicht für die regierenden Häupter und ihre voraussichtlichen Nachfolger gefordert, sondern für die Nicht-Thronfolger; Kaiser Leopold wollte seinem zweiten Sohne Karl, Ludwig XIV. seinem zweiten Enkel, dem Herzoge von Anjou, die Erbschaft verschaffen. Auf die Intrigen in Madrid, die jetzt zu spielen begannen, kann hier nicht eingegangen werden: den Sieg erfochten die Franzosen; als Karl II. Ende 1700 endlich sein kümmerliches Leben beendete, fand sich ein Testament vor, das den französischen Prinzen zum Erben einsetzte. Ohne Rücksicht auf die vorhergegangenen Renunziationen, Teilungs- traktate nahm Ludwig XIV. die Erbschaft für seinen Enkel an, schon Anfang 1701 huldigte Spanien diesem als König Philipp V.

Langsam wurde der Widerstand gegen diesen Staatsstreich organisiert, mühsam die Frage des Reichskriegs in Fluß gebracht; durch günstige Verträge, über deren Inhalt noch ein Wort zu reden sein wird, waren die maßgebenden deutschen Fürstenfamilien der Welfen, Hohenzollern, Wettiner gebunden, die kaiserliche Politik zu unterstützen, obwohl sie kaum ein Interesse daran hatten, die Macht der Habsburger zu mehren. Die Seemächte, von denen England noch besonders gereizt wurde durch die törichte Unterstützung, die damals Ludwig den entthronten Stuarts angedeihen ließ, rüsteten ebenfalls, um Frankreichs Macht in engeren Grenzen zu halten. Portugal wurde später noch gewonnen und so beginnt 1702 der große Krieg gegen Ludwig XIV. und Philipp V. Glänzende Siege haben im Verlaufe desselben die Verbündeten errungen bei Turin, Höchstädt, Ramillies, Dudenarden, Malplaquet, Villa-Viciosa, und als Kaiser Leopold 1705 seine Augen schloß, da konnte er noch die Hoffnung hegen, es würde möglich sein für Erzherzog Karl, Karl III. von Spanien, wie er sich nannte, die ganze spanische Monarchie zu erobern; und doch hatte sich damals durch den Verlauf des Krieges bereits gezeigt, was dem Anjou zu entreißen sein würde und was nicht: in Spanien hatte er festen Fuß gefaßt und wußte immer seine Hauptstadt wiederzugewinnen, mit dem Hauptlande würden wohl auch die überseeischen Kolonien gehen; dagegen blieben ihm die europäischen Nebenländer, Niederlande und Italien, verloren. Energisch wurde der Krieg auch durch Leopolds Nachfolger, Kaiser Joseph I., fortgeführt. Friedensverhandlungen setzten voll ein; sie führten zu keinem Resultate. Da kam von England her, durch innere Verhältnisse veranlaßt, der Umschwung. Und während da geheime Verhandlungen geführt wurden, starb Joseph plötzlich im besten Mannesalter an den Blattern (1711); er war ohne männliche

Nachkommen; sein Bruder Karl ist sein Erbe in Osterreich, im Reich, aus dem König Karl III. wird ein Kaiser Karl VI. Beide Würden scheinen nicht vereinbar, da war die Gefahr einer Vereinigung so ungeheurer Machtmittel in einer Hand wieder vorhanden. Die Folge ist dann der Ausgleich, der Friede, auf Grund jener eben angedeuteten Teilung, geschehen zu Utrecht Anno 1713; vom Kaiser, der allein gelassen, den Krieg noch fortsetzte, bestätigt zu Rastatt 1714. An Osterreich kamen die belgischen Niederlande, Mailand, Neapel, die Insel Sardinien. Letztere wurde dann einige Jahre später gegen die Insel Sizilien ausgetauscht. Für das Reich wird der letzte Friede von Rijswyck bestätigt. Damit ist der Kampf um das spanische Erbe beendet.

In Deutschland waren unmittelbar vor dem Kriege wichtige Veränderungen vor sich gegangen, deren wir hier noch gedenken müssen. Eine Reihe von Geschlechtern war da zu besonderer Bedeutung gelangt, hatte sich aus der Menge der deutschen Fürsten hervorgehoben: abgesehen von den Habsburgern die Wittelsbacher, Welfen, Wettiner und Hohenzollern; ihr Schicksal müssen wir kurz betrachten. Bayern hatte sich, wie eben angedeutet worden ist, ganz der französischen Sache angeschlossen und einen anderen Kurstaat, in dem gleichfalls ein Wittelsbacher regierte, Köln, mitgerissen; Max Emanuel hatte sich davon eine bedeutende militärische und politische Stellung versprochen; er war ein ehrgeiziger, lebenslustiger Herr, der gerne eine Königskrone getragen hätte. Das Schicksal entschied aber gegen ihn; statt neues Land zu gewinnen, fiel zeitweise sein Kurfürstentum ganz in österreichische Hände, er wurde vom Kaiser geächtet. Vergebens versuchte er dann beim Friedensschlusse eine Landesvergrößerung und Ranagerhöhung zu erreichen, etwa Limburg oder Luxemburg oder die Insel Sardinien mit der Königskrone; er mußte auf beides verzichten und zufrieden sein, daß ihm die Freundschaft Ludwigs XIV. und die Unlust der Fürsten, Osterreich durch bayrisches Gebiet stark vergrößert zu sehen, sein Land und seine Würde wieder zurückgab. Die Zeiten waren doch vorüber, da ein Kaiser ungescheut seine Vasallen in die Reichsacht erklären und über ihr Land verfügen konnte. Die Wittelsbacher waren leer ausgegangen; besser sollte es den anderen Geschlechtern ergehen.

Die Welfen hatten ihren Besitz konzentriert; eine große Linie war aus drei kleinen zusammengeschweißt worden, und dieses Fürstenhaus erreichte trotz heftigen Widerstandes der Mitfürsten 1692 die Erhebung in den Kurfürstenstand. Da die böhmische Kurstimme, ab-

gesehen von den Kaiserwahlen, in den letzten Jahrhunderten „geruht“ hatte, wurde dadurch die bisherige katholische Mehrheit im Kurfürstenkollegium verändert; den Katholiken Mainz, Köln, Trier, Bayern standen jetzt die Protestanten Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Hannover gegenüber. Um den Katholiken wieder die Mehrheit zu sichern, wurde gleichzeitig die „Readmission“, die Wiederbelebung der böhmischen Stimme auch in anderen Reichsangelegenheiten beantragt. Nach langen Kämpfen gelang es, beides im Reichstage durchzusetzen. Daß es möglich war, so einschneidende Veränderungen durchzuführen, zeigt zur Genüge, wie wenig Bedeutung damals dem Reichstage geblieben war. Dem neuen Kurfürstentum Hannover winkte bald eine noch größere Standeserhöhung; da die katholischen Stuarts aus England verbannt blieben, wurde Georg Ludwig, Kurfürst von Hannover, der nächstberechtigte protestantische Anwärter auf den englischen Thron und in der That bestieg er ihn dann als König Georg I. 1714.

Ebenso wurden die sächsischen Fürsten mit dem Auslande verknüpft; Friedrich August I., von dem wir noch mehr hören werden, setzte durch viel Geld und Intrigen aller Art, nicht zuletzt durch seinen Übertritt zur katholischen Religion, 1697, seine Wahl zum Könige von Polen durch, als welcher er August II. heißt.

Ungeachtet dieses Ehrgeizes, der die Fürstengeschlechter Deutschlands durchzog, konnte Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg nicht rasten. Er hatte sich bald nach seiner Thronbesteigung die tiefe Demütigung gefallen lassen müssen, Schwiebus auf Grund seines heimlichen 1686 geleisteten Reverses wieder zurückgeben zu müssen. Wenig nützte ihm die dabei gewährleistete Aussicht auf Ostfriesland, wenig nützte ihm, daß seine Unterhändler bei der „Retradition“ von Schwiebus ausdrücklich erklärten, damit lebten die brandenburgischen Ansprüche auf Schlesien wieder auf; es war eine Demütigung und eine Niederlage gewesen. Dafür hoffte er sich durch eine Titelerhöhung schadlos zu halten. Seiner Prachtliebe entsprach der Wunsch, einen königlichen Hof zu führen. Lange dauerten die Verhandlungen darüber; sogar der Papst griff ein, um vielleicht damit auch einen Religionswechsel des Brandenburgers zu erreichen; sehr unwillig war er, als er sich dann in dieser Hoffnung getäuscht sah. Verschiedene Titel wurden vorgeschlagen, König der Vandalen usw., bis endlich der Vertrag mit dem Kaiser fertig wurde, in welchem dieser zugab, daß sich der Kurfürst nach dem Lande, das er völlig souverän besaß, König in Preußen nannte, dafür aber — ebenso wie

Welfen und Wettiner — die Unterstützung der kaiserlichen Politik versprach. Sogar ins Ausland, aus dem Reich heraus, durften die Brandenburger geschickt werden, sie haben dann 1704 bei Turin durch ihre Tapferkeit die Schlacht entschieden. Am 18. Januar 1701 hatte sich Friedrich in Königsberg die preußische Königskrone aufsetzen lassen.

So gab es im zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts einen König Friedrich I. von Preußen, einen König August II. von Polen, einen König Georg I. von England: lauter deutsche Fürsten. Nur die Wittelsbacher waren durch ihre Verbindung mit Frankreich leer ausgegangen; erst hundert Jahre später sollte ihnen diese Politik die erwünschten Früchte bringen.

Es hatten die Welfen sich mit England verbunden, die Wettiner mit Polen, die Wittelsbacher mit Frankreich; die Habsburger hatten Ungarn, Italien, die französischen Niederlande erworben, sie trugen sich noch viele Jahre mit ernstesten Absichten auf Spanien. Alle diese Geschlechter hatten sich mit dem Auslande verheiratet, einzig und allein die Hohenzollern waren auf deutschem Boden geblieben, sie haben hier die stählende Kraft gefunden, die sie für eine große Stellung in Deutschland brauchten.

Zwei Jahrhunderte deutscher Geschichte sind an uns vorübergezogen; der unbewußte Versuch Martin Luthers, auf religiöser Grundlage ein machtvolleres Deutsches Reich zu gründen, war gescheitert an dem Widerstreben der Habsburger, sich auf diese neue Basis zu stellen, an dem Widerstande der deutschen Fürsten gegen eine starke Zentralgewalt, an dem anfangs leisen, dann stärker werdenden Bestreben des Auslandes, die Parteilungen im Reich zu mehren. Immer weiter gehen diese drei Richtungen der deutschen Geschichte.

Die Habsburger werden mehr und mehr aus Deutschland hinaus vom Westen nach dem Osten gedrängt; sie bleiben katholisch und begründen eine umfangreiche Hausmacht, die aber, aus den verschiedensten Ländern und Völkern bestehend, dadurch allein schon den Keim der Schwäche in sich trägt. Monarchen voller Pflichttreue, aber ohne große geistige Bedeutung, besonders in Geldsachen unerfahren und unglücklich, haben sie die Mission Oesterreichs in Deutschland nicht erkannt, oder als etwas Selbstverständliches unterschätzt. Die deutschen Fürsten wahren dem schwach und schwächer werdenden Kaisertume gegenüber ihre Hausmacht und ihr Hausrecht; sie werden selbst-

ständig, machen große Politik, organisieren ihre eigenen Heere, treiben eigene Finanzwirtschaft und lösen ihre Staaten aus alter Verbindung mit dem großen Organismus des Reiches los. Das Ausland, Frankreich, England, Holland, Dänemark, Schweden hat sich in deutsche Verhältnisse einzumischen verstanden und hier festen Fuß gefaßt. Fast ausschließlich waren es der Westen und Teile des Nordens von Europa, die da eingegriffen haben; der Osten tritt erst in der Zeit, mit der dieser Band abschließt, mehr in den Vordergrund, in einer Macht, die dann in den kommenden Jahrhunderten gewaltigen Einfluß nehmen wird auf die Geschichte Europas: Rußland.

Deutschland zerfällt in einzelne Staaten; die Begriffe deutsch, österreichisch decken sich nicht mehr. Österreich wird zum Ausland und ein anderer deutscher Staat soll seine Erbschaft antreten. Noch ist es ungewiß, welcher? aber schon deutet sich die einstige Größe Preußens an.

Personenregister.

- Adelheid, Kurfürstin von Bayern 111, 112
 Albrecht I., Kaiser 103
 Albrecht II., Kaiser 103
 Albrecht, Erzherzog 107
 Albrecht, Erzbischof von Mainz 9, 10
 Albrecht V., Herzog von Bayern 72—75
 Aldringen, Graf Johann 70
 Anna, Kaiserin 109
 Anna, Herzogin von Bayern 73
 Arnim, Johann Georg von 62, 63, 65
 Arzt, Sibille 39
 Auersperg, Fürst Johann Weidardt 114

 Barvitius 108
 Bernhard von Chiemsee 3
 Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar 65, 66
 Bethlén, Fürst Gabriel 48, 56
 Bodenstein, Andreas, genannt Karstadt 11, 26
 Boëtius 108
 Bogislaw, Herzog von Pommern 89
 Bonifaz VIII., Papst 8
 Bora, Katharina 26, 28
 Bouquoy, Graf Bonaventura Longueval 49
 Brahe, Tycho de 108
 Breughel, Jan 107
 Bubna, Oberst Johann 67
 Butler, Walter, Oberst 70

 Calcum, Johann Friedrich von 90
 Calvin, Johann 13, 26, 27, 45
 Canisius, P. Peter 74
 Cellarius, M. 26
 Chigt, Familie 36
 Christian IV., König von Dänemark 56
 Christian von Braun-
 schweig, Administrator von Halberstadt 48, 56
 Christine, Königin von Schweden 93, 101
 Claudia Felicitas, Kaiserin 110, 115
 Clemens VI., Papst 10
 Clemens VII., Papst 19, 20
 Collalto, Graf Rainbold 69, 70
 Correggio 108
 Cotta, Ursula 5
 Crotus, Rubianus 13
 Cues, Nikolaus von 4

 Derfflinger, Hans Georg, Freiherr 99
 Deveroux, Walter, Hauptmann 70
 Dorothee, Kurfürstin von Brandenburg 101
 Dürer, Albrecht 39, 108

 Ed, Dr. Johann 10, 11
 Ed, Leonhard von 73
 Eggenberg, Fürst Johann Ulrich 62, 63
 Eleonore Gonzaga d. A., Kaiserin 110
 Eleonore Gonzaga d. J., Kaiserin 110
 Eleonore von Pfalz-Neuburg, Kaiserin 116
 Elisabeth, Königin von Böhmen 47, 49, 56
 Erasmus von Rotterdam 13, 26
 Ernst, Erzherzog 106, 106
 Ernst, Graf von Mansfeld 48, 56, 58
 Eugen, Prinz von Savoyen 114, 117
 Ende von Reggowe 26

 Ferdinand I., Kaiser 18, 20, 40, 44, 59, 73, 74, 103, 104, 108, 109, 116
 Ferdinand II., Kaiser 47, 48, 51, 52, 58—60, 62—64, 67—70, 77, 78, 80, 84, 88, 109, 110
 Ferdinand III., Kaiser 85, 110, 111
 Ferdinand IV., König 110, 111
 Ferdinand von Tirol, Erzherzog 50, 104
 Ferdinand, Kardinal-Infant von Spanien 67
 Ferdinand Maria, Kurfürst von Bayern 111
 Ferdinand, Kurprinz von Bayern 120
 Frangipan, Graf Franz Christoph 116
 Franz I., König von Frankreich 19, 116
 Franz, Herzog zu Lauenburg 64
 Franz Xaver, Pl. 73
 Fridag, Freiherr Franz Heinrich 96, 100
 Friedrich der Schöne von Österreich 72, 103
 Friedrich Barbarossa, Kaiser 71
 Friedrich III., Kaiser 103
 Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg 86
 Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 85, 90—102, 111, 112
 Friedrich I., König von Preußen 96, 97, 101, 102, 123, 124
 Friedrich II., König von Preußen 88
 Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen 3, 26
 Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, König von Polen 123, 124
 Friedrich V., Kurfürst v. d. Pfalz, König von Böhmen 47—49, 56, 59, 60, 62
 Friedrich, Prinz von Homburg 99
 Fugger, Familie 10, 14, 29, 37, 38, 40
 Fugger, Andreas 37

Fugger, Anton 41
 Fugger, Georg 39
 Fugger, Hans 37
 Fugger, Jakob I 37
 Fugger, Jakob II 37—39, 41
 Fugger, Johann Jakob 75
 Fugger, Marcus 41, 42
 Fugger, Ulrich d. Ä. 37
 Fugger, Ulrich d. J. 38
 Gallas, Graf Matthias 67, 69, 70
 Georg I., König von England 123, 124
 Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen 11
 Georg Friedrich, Markgraf von Jägerndorf 48, 49, 56, 59
 Georg Friedrich, Graf von Waldeck 101
 Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 60, 61, 89, 91
 Gordon Johann, Oberstleutnant 76
 Greifenklau, Richard von, Erzbischof von Trier 11
 Gustav Adolf, König von Schweden 58, 60—66
 Hans von Nachen 107
 Harrach, Isabella Gräfin v. Waldstein
 Hasler, Hans Leo 108
 Heinrich II., König von Frankreich 37
 Heinrich IV., König von Frankreich 46, 56, 61
 Heinrich VIII., König von England 33
 Heinrich, Herzog von Braunschweig 28
 Heinrich, Herzog von Liegnitz 42
 Hochstetter, Familie 37
 Hufnagel, Georg 107
 Hus, Johann 11, 12
 Hutten, Ulrich von 13, 23
 Jakob I., König von England 47, 48

Jessenius, Dr. Johann 108
 Innocenz XII., Papst 123
 Joachim I., Kurfürst von Brandenburg 9
 Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen 43
 Johann Georg I. Kurfürst v. Sachsen 47, 60, 63, 65
 Johann Georg, Fürst von Anhalt 96, 99
 Johann Sigismund, Kurfürst v. Brandenburg 89
 Johanna, Königin von Spanien 103, 108, 120
 Joseph I., Kaiser 117, 121
 Isabella, Infantin 107
 Juana, Infantin 106
 Julius II., Papst 6, 7
 Kalkstein, Graf Christian Ludwig 98
 Kara Mustafa, Großwezir 116
 Karl IV., Kaiser 25
 Karl V., Kaiser 14, 17—20, 38, 40, 48, 44, 59
 Karl VI., Kaiser 103, 104, 107, 108, 121, 122
 Karl II., König von Spanien 119—121
 Karl X., König von Schweden 93
 Karl XI., König von Schweden 93
 Karl XII., König von Schweden 93
 Karl von Steiermark, Erzherzog 104, 109
 Karl, Markgraf von Burgau 50
 Karl, Herzog von Lothringen 114
 Karl Albrecht, Kurfürst von Bayern 12
 Karl Emil, Kurprinz 101
 Karl Ludwig, Kurfürst v. d. Pfalz 80
 Kaunitz, Graf Leopold Wilhelm 170
 Kepler, Johann 53, 108
 Kheßl, Melchior, Bischof 47

Lamormain, P. 59
 Lang, Philipp 108
 Leo X., Papst 7, 38
 Leopold I., Kaiser 95, 97, 102, 110—122
 Leopold Wilhelm, Erzherzog 111
 Leslie, Graf Walter 70
 Liechtenstein, Fürst Karl 49, 51, 54
 Lisola, Freiherr Franz Paul 115
 Lobkowitz, Pöpel von 109
 Lobkowitz, Fürst Wenzel 114, 116
 Louise Henriette von Oranien 101
 Lohola, Jñigo de 73
 Ludwig II., König von Böhmen 40, 104
 Ludwig der Bayer, Kaiser 72
 Ludwig, Markgraf von Baden 114, 117
 Ludwig XIV., König von Frankreich 94—97, 100, 111, 114, 116, 118—122
 Luther, Hans 4, 5
 Luther, Martin 1, 3—8, 10—23, 25—29, 32, 39, 43, 45, 50, 73, 74, 124
 Margaretha Theresia, Kaiserin 115, 120
 Maria d. Ä., Kaiserin 104, 109
 Maria d. J., Kaiserin 110
 Maria, Erzherzogin von Steiermark 109
 Maria Anna, Kaiserin 109, 110
 Maria Anna, Kurfürstin von Bayern 112
 Maria Antonia, Kurfürstin von Bayern 115, 120
 Maria Eleonora, Königin von Schweden 90
 Maria Stuart 46
 Matthias, Kaiser 46—48, 51, 109

- Maximilian I., Kaiser 103
 Maximilian II., Kaiser 104, 105, 107, 110
 Maximilian, Kurfürst von Bayern 48, 49, 56, 60, 63, 65, 71, 75—82
 Max Emanuel, Kurfürst von Bayern 111, 112, 120, 122
 Mazarin, Kardinal 111, 112
 Medici, Familie 36
 Melanchthon 12, 28
 Miltiz, Karl von 11
 Monte, Philippus de 108
 Montecucculi, Graf Raymond 38, 114
 Moritz, Kurfürst von Sachsen 20, 40, 43, 44
 Müller, P. 111
 Radašdy, Graf Franz 116
 Relesch, Ludmilla von 51
 Neumarkt, Johann von 25
 Ribhard, P. 111
 Otto, Graf von Wittelsbach 71
 Orenstjerna, Axel 65
 Pacht, P. Beit 51
 Philipp der Schöne, Erzherzog 103, 108, 120
 Philipp II., König von Spanien 40, 46, 103, 106
 Philipp IV., König von Spanien 119
 Philipp V., König von Spanien 121
 Philipp, Landgraf von Hessen 48
 Piccolomini, Graf Octavio 69, 70
 Piloty, Karl von 38
 Pinelli, Giovanni Battista 108
 Platen, Klaus Ernst 100
 Pötting, Graf Franz Eusebius 114
 Portia, Fürst Johann Ferdinand 111
 Pusendorf, Samuel 98, 113
 Rakochy, Franz 117
 Ratsky 108
 Regnard, Jakob 108
 Ricán, Johann von 51
 Ricajoli, Familie 36
 Richelieu, Kardinal 56, 61
 Roth, Hieronymus 97
 Ruccellai, Familie 36
 Rudolf von Habsburg, Kaiser 72, 102, 105
 Rudolf II., Kaiser 105—109
 Rumpf, Wolfgang Sigismund 108
 Rußwurm, Hermann von 109
 Sadelier, Meghdius 107
 Schiller, Friedrich von 52, 71
 Schöning, Hans Adam 99
 Schwarzenberg, Graf Adam 60, 89, 90, 91
 Schwarzenberg, Graf Johann Adolf 90
 Schweinichen, Hans von 42
 Scoto, Hieronymus 108
 Sendivog 108
 Sidingen, Franz v. 13, 23
 Sigismund, Kaiser 86, 103
 Sigmund von Tirol, Erzherzog 38
 Sinzendorf, Graf Ludwig 114
 Slavata, Heinrich von 50
 Smirichy, Margarethe von 50
 Sobieski, Johann, König von Polen 117
 Sparr, Freiherr Otto Christoph 99
 Spaur, Katharine von, Äbtissin von Buchau 60
 Spranger, Bartholomäus 109
 Starhemberg, Graf Guido 114
 Staupitz, Johann P. 6, 11
 Storch, Nikolaus 26
 Strozzi, Familie 36
 Stübner, Marcus 26
 Tattenbach, Graf Hans Erasmus 116
 Tauler, Johann 6
 Taxis, Gerhard von 56
 Tebel, Johann P. 8—11
 Thurn, Graf Heinrich Mathias 52
 Tilly, Graf Johann Tserklaes 61, 65
 Tizian 108
 Tököly, Graf Emerich 116
 Tonner, Dr. Johann 105
 Trautmannsdorf, Graf Max 110
 Ufilas, Bischof 108
 Walla, Laurentius 13
 Bergerius, Peter Paul, Bischof 27
 Vinci, Leonardo de 108
 Vio, Thomas de (Cajetanus), Kardinal 8, 11
 Vollmar, Dr. Jzak 111
 Vries, Adrian de 107
 Wagner, Franz P. 113
 Waldstein, Gräfin Elisabeth 70
 Waldstein, Isabella Gräfin 62, 70
 Waldstein, Katharina v. 51
 Waldstein, Graf Wilhelm 49
 Wallenstein, Herzog von Friedland 48, 49—60, 62—71, 77—79
 Weller, Familie 37
 Weller, Philippine 50, 104, 109
 Wilhelm IV., Herzog von Bayern 73
 Wilhelm V., Herzog von Bayern 73, 75
 Wilhelm I. von Oranien 90, 101
 Wilhelm III. von Oranien 118
 Ziegler, Margarethe 4
 Hierotin, Karl von 51, 52
 Zriny, Graf Peter 116
 Zwingli, Ulrich 13, 26, 27, 45

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR PAUL HINNEBERG

Teil II. Abt. 5, 1:

Staat und Gesellschaft der neueren Zeit

(bis zur Französischen Revolution)

[VI u. 349 S.] Lex.-8. 1908. Geh. M. 9.—, in Leinwand geb. M. 11.—

Inhalt: F. von Bezold: Reformationszeitalter. — E. Gothein: Zeitalter der Gegenreformation. — R. Koser: Höhezeit des Absolutismus.

„Gedankenreich und inhaltsvoll, daneben höchst anziehend geschrieben, ist Bezolds Essay als eine wertvolle Einführung in die Ideenwelt sowie in die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände des Reformationszeitalters zu begrüßen und zu empfehlen. Wohl die beste zusammenfassende Darstellung der Gesamtgeschichte Europas in dieser Periode auf so kurzem Raume, unter Hinweglassung alles überflüssigen Details und scharfer Zeichnung der großen Züge der Entwicklung. Nicht nur, daß der Verfasser vollkommen seinen Stoff beherrscht, er weiß ihm auch neue Gesichtspunkte abzugewinnen.“ (Deutsche Literaturzeitung.)

„Es ist ein bedeutsames Werk, das uns vorliegt, das Werk dreier Männer, die, jeder auf seinem Gebiete, anerkannt Hervorragendes geleistet haben und nun die gesicherten Ergebnisse langjähriger eigener und fremder Forschungen in abgeklärter, gediegener Form zusammenfassen und einem geschichtlich interessierten Publikum darbiehen. Die drei Teile des Werkes stellen wohlgesonderte, in sich abgegrenzte Gebiete dar, die allemal wenigstens ein Jahrhundert umfassen und sich über alle wesentlichen Betätigungen des geschichtlich bedingten Menschen erstrecken. Aber die Bearbeiter hatten sich keineswegs an äußerliche und willkürlich gesetzte Grenzen, sondern indem sie ausgeprägte Richtungen und welt-historisch wichtige Abwandlungen darlegen, spinnen sie die Fäden dieses reichen Gewebes nach vorwärts und rückwärts, und es erwächst ein, soweit es unter solchen Umständen möglich ist, einheitliches Werk.“ (Mitteilungen aus der historischen Literatur.)

Quellensammlung zur deutschen Geschichte

Herausgegeben von E. Brandenburg und G. Seelliger

In zweiter Auflage erschienen:

Die deutschen Parteiprogramme. Von Felix Salomon

I. Heft: Von 1845–1871. [VIII u. 112 S.] gr. 8. 1912. Steif geh. M. 1.80

II. Heft: Von 1871–1912. [VI u. 136 S.] gr. 8. 1912. Steif geh. M. 1.80

„Als politischer Niederschlag der heute miteinander ringenden Weltanschauungen bilden diese Kundgebungen den Hintergrund der innerpolitischen Kämpfe der jüngsten Vergangenheit. Sie lehren uns, daß die politischen Meinungen auf tieferen Grundanschauungen basiert sind, und können so, wie der Herausgeber im Vorwort sagt, zu sachlicher Würdigung politischer Gegner anleiten, . . . den Blick für die Bedingtheit, die Mannigfaltigkeit, die in der Natur der Dinge liegende Gegensätzlichkeit der politischen Bedürfnisse und Interessen in unserem Vaterlande schärfen . . . politische Voreingenommenheit und Unduldsamkeit bekämpfen durch Anleitung zu politischer Bildung.“ (Die Gegenwart.)

ANpG 123: Weber, von Luther zu Bismarck. 1. 2. Aufl.